D 40 65 E

DER STERN

Nr. 2 · Februar 1970 · 96. Jahrgang

Worte der Inspiration

VON THORPE B. ISAACSON,
Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Der verstorbene Präsident Joseph F. Smith hat folgendes über das Gesetz des Fastens und das Zahlen eines ehrlichen Fastopfers gesagt: „Es obliegt daher den Heiligen der Letzten Tage, die Speise, die sie und ihre Familie an diesem Tage brauchen würden, [oder deren Gegenwert] dem Bischof zu geben, damit man sie den Armen zu ihrem Nutzen und Segen zukommen lasse. Anstatt der Speise kann man den entsprechenden [Gegenwert] oder Geldbetrag oder, wenn es sich um wohlhabende Leute handelt, eine freiwillige Gabe in Geld geben, die so zurückgelegt und den Armen geweiht wird." (Siehe Evangeliumslehre, S. 346.)

Wenn die Heiligen der Letzten Tage das Fastgesetz getreulich befolgten und im Zusammenhang mit dem Fasten auch beteten, wie es ihnen geboten ist, und ein ehrliches Fastopfer zahlten, dann wären sie zeitlich und geistig reichlicher gesegnet; und der Kirche ständen genügend Mittel zur Verfügung, um für alle armen Mitglieder zu sorgen, wie der Herr es geboten hat. Er hat uns den Weg gewiesen . . . Gott segne uns, daß wir das Fasten und Beten ernst nehmen und ein ehrliches Fastopfer zahlen; denn der Herr hat es geboten. O

Inhaltsverzeichnis

Ein tätiges Christentum. Präsident David O. McKay 35
Lerne deshalb jeder seine Pflicht. Dr. G. Homer Durham 37
Wieviel bist du wert? Elwin C. Nielsen 39
Der „Große Weiße Gott" hat wirklich gelebt. Mark E. Petersen 42
Der Wunsch nach Glauben. Kenneth R. Hardy 48
Richtlinien für unser Leben. Richard L. Evans 49
Die köstliche Perle in neuem Blickwinkel. Dr. Hugh Nibley 59

Für die Jugend: Der Präsidierende Bischof spricht zur Jugend über die Familie 50

Frauenhilfsvereinigung: Ziel, Verständnis und Methode. Jean Larsen 52
Das Wunder der Liebe. Willis S. Peterson 54

Sonntagsschule: Bildungsfeuer anzuzünden und zu unterhalten. Lynn Stoddard 56
Ich hatte auf meinem Posten geschlafen. Albert L. Zobell jun. 58

DER kleine STERN: Der Sterngucker. Gail Tepperman Barclay 9
Schilf zum Frühstück. Joanna C. Miller 14

BEGLEITTEXT ZUM TITELBILD:
„Da er aber an dem Galiläischen Meer ging, sah er Simon und Andreas, seinen Bruder, daß sie ihre Netze ins Meer warfen; denn sie waren Fischer.
Und Jesus sprach zu ihnen: Folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen!" (Markus 1:16, 17).
Harry Andersons Gemälde stellt die „Berufung der Fischer" durch Christus dar. Unser Titelbild für diesen Monat zeigt einen Ausschnitt aus diesem Gemälde. O

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN
DER KIRCHE JESU CHRISTI
DER HEILIGEN
DER LETZTEN TAGE
FÜR DIE DEUTSCH-
SPRACHIGEN
PFÄHLE UND MISSIONEN

Februar 1970
96. JAHRGANG · NUMMER 2

Verlag und Herausgeber:
Kirche Jesu Christi
der Heiligen der Letzten Tage
Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9

Redaktion:
Thomas S. Monson
Doyle L. Green
Redaktionsassistent:
Harry Bohler

Layout:
Harry Bohler

Vertrieb:
DER STERN
6 Frankfurt am Main,
Mainzer Landstraße 151

Bestellungen nehmen die Sternagenten in den Gemeinden oder der Verlag entgegen. DER STERN erscheint monatlich und kostet pro Jahr DM 12,—, sfr. 13.—, öS 75,—; Übersee $ 3.50 (DM 14,—).

Druck:
Paul Giese KG,
Offenbach am Main

Beilagenhinweis:
Todesanzeige McKay

Was hilft's, liebe Brüder,
so jemand sagt, er habe Glauben,
und hat doch keine Werke?
Kann auch der Glaube ihn selig
machen?
(Jakobus 2:14)

Ein tätiges Christentum

VON PRÄSIDENT DAVID O. McKAY

Jakobus bekundet in dieser bedeutsamen Schriftstelle die Ohnmacht des Glaubens als rein gedankliche Empfindung und gibt zu verstehen, wie wichtig es ist, *die Wahrheit im täglichen Leben anzuwenden und danach zu handeln.* Er lehrt: Der Glaube ist nutzlos und tot, solange er sich nicht in einem lauteren Lebenswandel und wahrhaft tätigem Christentum äußert. Es gab und gibt noch immer einen allzu großen Widerspruch zwischen Glauben und Handeln, zwischen der Verkündung hoher Ideale und einem Leben nach diesen Idealen.

Die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage sieht in Christus den buchstäblichen Sohn Gottes; sie glaubt, daß Er die Eigenschaften und die Persönlichkeit Gottes des Vaters offenbart hat. In diesem Sinn bezeugt Er auch: „Wer mich sieht, der sieht den Vater." Die Kirche glaubt auch, daß Jesus mit Seinem Leben und Seinen Lehren einen Maßstab für den persönlichen Lebenswandel und für die zwischenmenschlichen Beziehungen gesetzt hat. Die derzeitigen Mißstände in unserer Gesellschaft ließen sich beheben und die Menschheit fände Glück und Frieden, wenn jeder einzelne voll und ganz nach diesem Maßstab lebte und wenn die menschlichen Satzungen und Einrichtungen sich daran hielten.

Dem Einwand, daß es den sogenannten christlichen Nationen in den vergangenen zweitausend Jahren nicht gelungen ist, dieses Ziel zu erreichen, begegnen wir mit der Antwort: Es ist ihnen nicht gelungen, weil sie n i c h t nach den wahren christlichen Grundsätzen und Lehren gehandelt haben.

Für jeden, der Christus aufrichtig nachfolgt, darf Religion nicht nur das Bewußtsein einer Verbindung mit Gott sein; *dieses Bewußtsein muß vielmehr auch im Handeln des Betreffenden Ausdruck finden, in seiner Einstellung zu dem, was recht und was falsch ist und was er zu tun hat.*

Wir brauchen echte Religiosität

Patrick Henry meinte ohne Zweifel diese Art Religiosität, als er in seiner Todesstunde sagte: „Ich habe jetzt all meinen Besitz meiner Familie vermacht. Doch ich wünschte, ich könnte ihr noch dies eine geben: den christlichen Glauben. Wenn sie diesen Glauben besäße, wäre sie reich, selbst wenn ich ihr nicht einen Shilling hinterlassen hätte; und wenn sie ihn nicht besäße, wäre sie arm, selbst wenn ich ihr die ganze Welt vermacht hätte."

Echte Religiosität schenkt uns die Kraft, daß wir uns aus dem selbstsüchtigen, fleischlichen und gemeinen Leben, das Eucken die „reine Natur" nennt, erheben und „ein göttliches Dasein in einem höheren Leben und außerhalb der realen Welt erleben" können.

„Ohne diese Religion", so fährt der Philosoph Eukken fort, „ist keine echte Kultur möglich. Eine Kultur, die jegliche Verbindung mit dem übernatürlichen Leben leugnet und es ablehnt, diese geheimnisvollen inneren Beziehungen herzustellen, wird allmählich zum Zerrbild ihrer selbst."

Seit mehr als sechstausend Jahren leidet die Menschheit unter Selbstsucht, Haß, Neid und Gier — niedere Instinkte, die immer wieder ungehemmt

zum Ausbruch kommen und zu Kriegen, Verwüstungen, Pestilenz und Tod geführt haben. All dies hätte sich vermeiden lassen, wenn man die einfachsten Grundsätze aus den Lehren des Heilands befolgt hätte.

Die Kirche ermahnt die Heiligen ständig, nach den Evangeliumsgrundsätzen zu leben, Gott zu verehren und allem, was heilig ist, mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen. Sie sollen ehrlich und untadelig leben, gerecht gegen jedermann handeln, den Zehnten und das Fastopfer zahlen, die täglichen Gebete nicht vergessen, den Sonntag heiligen und dem Genuß von Stimulantien wie Tee, Kaffee, Alkohol, Tabak und Rauschmitteln entsagen.

Das Zeugnis verleiht uns Kraft

Ich wünschte, wir besäßen alle ein Zeugnis wie Hiob, der inmitten seiner Trübsal ausrief:

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und schließlich tritt er doch auf Erden auf. Dann ändert sich mein Körper hier; ich schaue Gott in meinem Leibe. Den ich für mich ersehne, den sehe ich allein und niemand sonst; mag auch das Herz mir in der Brust hinschwinden (Hiob 19:25-27, R).

Wer die Worte, Hochziele und Lehren des Evangeliums befolgt, erlangt dieses Zeugnis; und die Kraft des einzelnen hängt davon ab, wie stark und wahrhaftig sein Zeunis ist. Wenn wir dieses Zeugnis besitzen, können wir den Versuchungen widerstehen, die über uns hereinbrechen.

Ich erinnere mich an einen Brief, den ich vor einiger Zeit von einem jungen Mädchen, Mitglied unserer Kirche, erhielt. Es schrieb: „Ich glaube an das Gebet. Ich gehe zur Sonntagsschule." Und es nannte noch andere Aufgaben, die es in der Kirche erfüllte. Dann gestand es eine Schwäche ein, die für seine Seele dasselbe ist wie der schneidende Frost für die Rose. Diesem Mädchen fehlte die Kraft — *die Kraft zu widerstehen; und das brachte ihr viel Leid und Trübsal.*

Was wir auf den Konferenzen, in der Gemeinde, in der Gruppe tun, stärkt uns und gibt uns die Kraft, *dem Bösen in der Welt zu widerstehen. Wir alle brauchen diese Kraft. Darin liegt auch die große Verantwortung der Führungsbeamten der Kirche, der Pfahlbeamten, der leitenden Beamten in den Gemeinden, Kollegien und Hilfsorganisationen; denn die Jugend sieht auf uns.* Wir müssen mit gutem Beispiel vorangehen und die Evangeliumsgrundsätze befolgen. Wir müssen nach den Evangeliumsgrundsätzen leben und mit Geduld und Glauben das Wirken des Vaters im Himmel abwarten; dann werden wir von Ihm Erleuchtung erlangen über Probleme, von denen wir viele nicht verstehen können.

Vier aufrüttelnde Grundsätze

Es sind nur wenige einfache Grundsätze, nach denen jeder normale Mensch leben kann, wenn er will. Der erste Grundsatz bildet zugleich die Grundlage einer wahrhaft christlichen Gesellschaft;

Liebe den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte und mit aller Kraft. Dieser Glaube an ein höchstes Wesen, lebendig und voll Liebe für Seine Kinder, verleiht der Seele Kraft und Stärke; er schenkt uns die Gewißheit, daß wir Ihn um Führung bitten können und daß Er sich denen offenbart, die Ihn suchen.

Der zweite Grundsatz lautet:

Wir müssen einsehen, daß das Leben eine Gabe Gottes und daher göttlich ist. Wenn der Mensch diese Gabe richtig gebraucht, dann wird er zum Herrn über die Natur und nicht zu ihrem Sklaven. Er muß seine Begierden und Triebe zügeln; denn damit nützt er seiner Gesundheit und verlängert sein Leben. Er muß seine Leidenschaften und Regungen beherrschen; denn damit trägt er zum Glück und Wohlergehen anderer und zum Fortbestand der Menschheit bei.

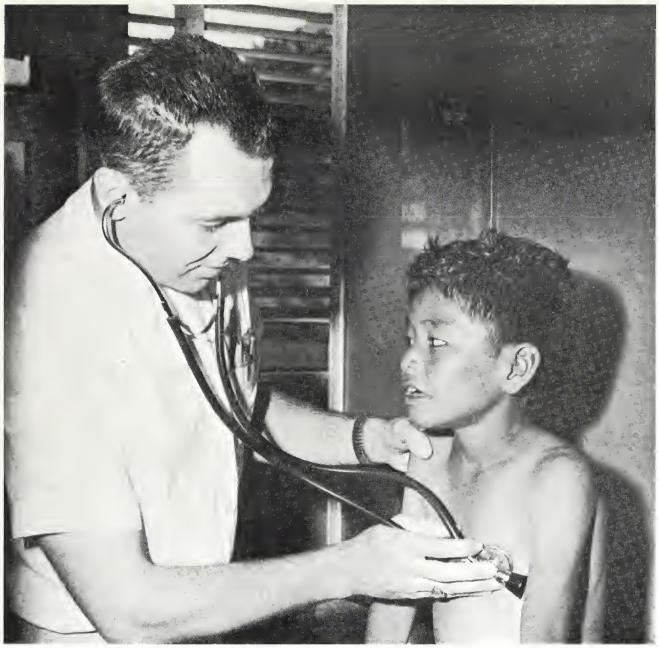
Der dritte Grundsatz lautet:

Rechtschaffenheit. Damit meine ich nichts weiter als Ehrlichkeit, Besonnenheit und Achtung vor den Rechten anderer; denn nur so gewinnt man das Vertrauen seiner Mitmenschen. Dieser Grundsatz gilt sowohl für ganze Nationen wie auch für den einzelnen. Eine Nation, die auf Grund ihrer Macht eine andere beraubt und unterdrückt, handelt ebenso unrecht wie jemand, der seinen Nächsten beraubt und umbringt.

Der vierte Grundsatz lautet:

Gemeinschaftssinn. Wir brauchen diesen Gemeinschaftssinn, damit jeder erkennt, daß es seine Pflicht ist, die Welt zu verbessern, weil er in ihr leben darf. Das wahre Wesen dieses Grundsatzes kommt so recht in dem folgenden Ausspruch des Propheten Joseph Smith zum Ausdruck: „Wenn mein Leben für meine Freunde nichts wert ist, dann hat es auch für mich keinen Wert."

Eines Tages werden verständige Menschen erkennen, wie wichtig und segensreich es ist, miteinander in einem guten Verhältnis zu leben. Dieser Zustand läßt sich jedoch nicht allein durch Glauben und Überzeugung erreichen, auch nicht durch Ermahnungen, sondern dadurch, *daß man* im Geschäftsleben, im gesellschaftlichen Bereich und auf nationaler Ebene *nach den Grundsätzen des Evangeliums Jesu Christi handelt. Diese Grundsätze gereichen dem zum Segen, der sie befolgt, und auch allen, die den Einfluß dieses Geistes zu spüren bekommen.* ○



Lerne deshalb jeder seine Pflicht

VON DR. G. HOMER DURHAM

Zwei Kapitel im Matthäusevangelium, 24 und 25, enthalten die Worte Jesu, „als er auf dem Ölberge saß" (24:3). Er hat dort die Frage der Jünger beantwortet: „Welches wird das Zeichen sein deines Kommens und des Endes der Welt?" (24:3).

Es werden etliche sichtbare Veränderungen vorausgesagt und Warnungen ausgesprochen und einige bedeutsame Gleichnisse erzählt. „Und es wird gepredigt werden dies Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zum Zeugnis für alle Völker, und dann wird das Ende kommen" (24:14). „Denn wie es in den Tagen Noahs war, so wird auch sein das Kommen des Menschensohnes" (24:37). „Darum wachet! Denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird" (25:13). Dann folgen zwei bedeutsame Gleichnisse: von den anvertrauten Talenten (25:14-30) und vom Weltgericht (25:31-46).

Diese Gleichnisse werden oft aus dem Zusammenhang herausgenommen und für sich allein besprochen. Literarisch gesehen oder als gedankliche Kostbarkeit, als Lehrbeispiel, können sie ohne weiteres für sich allein stehen. Im Zusammenhang sind sie jedoch Teil einer prophetischen Unterweisung, die der Heiland den Jüngern auf dem Ölberg erteilt hat, wie es im Matthäusevangelium, Kapitel 24 und 25 zu lesen ist.

Der tiefere Sinn dieser Gleichnisse

ist aus dem Zusammenhang klar ersichtlich. Im Gleichnis von den anvertrauten Talenten lautet das Gebot, daß wir mit Verstand und Weisheit gebrauchen sollen, was wir vom Herrn empfangen haben. Wir sollen uns in dem verbessern, was wir empfangen haben und wofür wir verantwortlich sind. Wir sollen gute, nützliche und getreue Knechte sein. Dann verdienen wir vielleicht auch die Worte: „Gehe ein zu deines Herrn Freude" (25:21, 23). Doch mit Heulen und Zähneklappen geht der „unnütze Knecht . . . in die Finsternis hinaus" (25:30).

Im Gleichnis vom Weltgericht zeigt Jesus unmittelbar im Anschluß an das andere Gleichnis, wie man wahrhaft „nützlich" sein kann. Wahrscheinlich wollte Er verhindern, daß die Jünger diese Nützlichkeit nur auf materielle Dinge bezogen (bei den „Talenten" handelt es sich nämlich um damaliges Geld).

„Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit . . . werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleichwie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet" (25:31, 32). Das Gleichnis vom Weltgericht beschließt die herrliche Unterweisung, die bei dieser Gelegenheit auf dem Ölberg erteilt wurde. Es bildet den Höhepunkt und setzt den Schlußstrich unter die Unterweisung. Es ergänzt, erläutert und bekräftigt die beiden größten Gebote: Liebe zu Gott und gegen den Nächsten.

Was muß man tun, damit man zu den Gerechten gezählt wird, damit man mit den Schafen zur Rechten des Königs steht? Was muß man tun, damit man zu denen gehört, zu denen gesagt wird: „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt" (25:34)?

Die Antwort darauf, so wird uns berichtet, lautet: die Hungrigen speisen, den Durstigen zu trinken geben, die Fremdlinge beherbergen, die Nackten bekleiden, die Kranken und „Gefangenen" besuchen (25:35, 36). Und dies soll den „Geringsten" getan werden (25:40).

Im Gleichnis vernehmen die, welche diese Gebote befolgt haben, die frohe Botschaft. Alle aber, die Hungrige nicht gespeist, Durstige nicht getränkt, Fremdlinge nicht beherbergt und Nackte nicht gekleidet haben, die Kranke oder Gefangene nicht besucht haben, finden sich zur Linken des Königs wieder. Sie vernehmen die Worte: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten . . ." (25: 41). „Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben" (25:46).

Diese herrliche Unterweisung zeigt einem jeden von uns den Weg. Wir sollen unsere gottgegebenen Fähigkeiten entfalten, damit wir den Mitmenschen dienen können. Wir sind besonders dazu aufgefordert, denen zu helfen, die in unglücklichen Verhältnissen leben oder große Not leiden. Aus beiden Gleichnissen geht hervor, daß nicht alle danach handeln oder dazu bereit sind. Diese Folgerung ist eine Herausforderung an jeden einzelnen. Werde ich darunter sein? Es ist die elfte Stunde. Was kann ich tun? Es ist ebenso eine Herausforderung, ein Aufruf an einzelne Gruppen und Verbände, an ganze Städte und Völker.

Ich glaube zwar nicht, daß ein wohlhabender, fähiger Mensch in einem blühenden Staat, der durch staatliche Institutionen für ärztliche Betreuung, Nahrung, Kleidung und Unterhalt sorgt, sich nun unbedingt unter den „Schafen" wiederfinden wird; und ich glaube auch nicht, daß ein hilfsbereiter, freundlicher Mensch in einer grausamen, herzlosen und Zwangsherrschaft ausübenden Nation am Ende zu den „Böcken" gezählt wird. Ich glaube jedoch, daß der große und edle Gedanke, nämlich: die Fähigkeiten zu entfalten und barmherzige Hilfe zu leisten, sowohl für organisierte Gruppen und Verbände wie auch für den einzelnen gilt.

Die Kirche legt gegenwärtig auf zweierlei besonderen Wert: erstens auf ein gesundes Familienleben, wo den Kindern Liebe, Geborgenheit und Erziehung zuteil wird und wo für ihr leibliches und geistiges Wohl gesorgt ist. Darüber hinaus sollen alle Mitglieder als Kinder Gottes rechtschaffen leben. Ein Kind, das zu singen lernt: „Ich bin ein Kind des Herrn", ist gegen die sittliche Laxheit und die Anonymität des heutigen Großstadtlebens gewappnet. Außerdem ist schon der Anfang dafür gelegt, daß es im Hinblick auf das Gleichnis von den anvertrauten Talenten und vom Weltgericht wohl gerüstet und bereit ist, die darin genannten Voraussetzungen zu erfüllen, die der Schlüssel zum persönlichen Glück, zum Glück anderer und zu Ruhe und Ordnung in der Welt sind. Das zweite, worauf die Kirche heute großen Wert legt, ist dies: „Lerne deshalb jeder seine Pflicht und handle danach." (Siehe LuB 107:99.)

Die beiden herrlichen Gleichnisse vom Ölberg eröffnen uns in dieser Hinsicht ein weites Betätigungsfeld. Sie enthalten die Aussicht auf unsere Erlösung und die Aufforderung, an der eigenen Erlösung mitzuarbeiten. Sehr wahrscheinlich finden wir in diesen Lehren auch den Ausgangspunkt zur Verringerung der Unruhe in der Welt; und wahrscheinlich lassen sich dadurch die Zustände in der Welt bessern. ○

Fortsetzung von Seite 58

„Ich sah Nutzanwendung deutlich. Ich hatte nie geglaubt, daß ich ein Apostel sein oder sonst irgendein Amt in der Kirche bekleiden würde; und ich dachte auch damals nicht daran. Und doch wußte ich, daß mit diesen schlafenden Aposteln ich gemeint war. Ich hatte auf meinem Posten geschlafen — so wie irgendein Mann oder irgendeine Frau, die von Gott zu etwas berufen worden sind und etwas anderes tun.

„Von diesem Zeitpunkt an war jedoch alles anders — ich war ein anderer Mensch. Ich hörte nicht auf zu schreiben; denn Präsident Brigham Young, der einige meiner Beiträge in den Zeitungen bemerkt hatte, schrieb und riet mir, mein „Talent zum Schreiben", wie er sagte, zu pflegen, damit ich es in kommenden Jahren zur „Bestätigung der Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden" anwenden könne. Dies war der letzte Rat, den er mir gab. Er starb im gleichen Jahr, als ich noch auf dem Missionsfeld war. Ich arbeitete zu der Zeit im Staate Ohio. Ich schrieb weiter, aber es war für die Kirche und das Reich Gottes. Das war für mich das Wichtigste, alles andere war nebensächlich." ○

Wieviel bist du wert?

VON ELWIN C. NIELSEN

„Er ist so selbstgefällig! Er hält sich für besser als alle andern. Er tut gerade so, als sei es eine besondere Ehre, wenn er mit dir spricht."

Die meisten haben schon irgendwann einmal so oder ähnlich über jemanden gedacht. Viele wären aber wohl recht unglücklich, wenn sie wüßten, daß der Keim der Selbstgefälligkeit fast in jedem Menschen schlummert. Deshalb müssen wir wissen, woher dieser Hochmut kommt und wie er sich vermeiden läßt. Paradoxerweise ist gewöhnlich derjenige besonders selbstgefällig, der von sich selbst am wenigsten hält. Er fürchtet sich irgendwie davor, daß er tief innen eigentlich kein wertvoller, liebenswerter Mensch sei.

Gerda besaß hübschere Kleider als irgend jemand sonst im Ort. Selbst auf Ausflügen war sie gut angezogen — fast zu gut —, obwohl sie selten an Ausflügen teilnahm. Kam es aber doch einmal vor, so wich sie nicht von der Seite ihres Mannes und ließ sich nicht in ein Gespräch mit den anderen verwickeln. Wenn man ihr auf der Straße begegnete, war sie noch schweigsamer. Viele sagten von ihr, sie schaue sie an und gehe vorbei, ohne sie zu erkennen. Die Leute meinten, sie wäre hochmütig, weil ihr Mann reich sei, und zu fein, um mit einfachen Leuten zu verkehren. In Wirklichkeit traf jedoch genau das Gegenteil zu. Sie war weit davon entfernt, auf ihre Nachbarn herabzusehen. Sie war vielmehr in deren Gegenwart unsicher und gehemmt und brachte kein Wort heraus. Sie wußte, daß die gesellschaftliche Stellung ihres Mannes sie nicht besser machte; und sie meinte, sie sei den Anforderungen niemals gewachsen. Sie war in Wirklichkeit so in Ängsten gefangen und so sehr von ihrer eigenen Minderwertigkeit überzeugt, daß sie einfach keine Zeit hatte, an andere zu denken.

Oftmals sind diese Angstgefühle unbewußt, doch können sie verheerende Folgen haben. Jeder braucht das Gefühl, daß er um seiner selbst willen geliebt wird und nicht wegen irgendwelcher Äußerlichkeiten oder Leistungen. Diese äußeren Vorzüge sind zwar gut; doch wenn beispielsweise ein Mann das Gefühl hat, seine Frau liebe ihn nur seiner beruflichen Stellung oder seines Einkommens wegen, dann wird er sich wahrscheinlich besorgt fragen, ob er abgesehen von seinem Bankkonto oder der Mitgliedschaft in einem Verein noch irgend etwas wert sei. Er wird sich mit aller Macht gegen diesen Gedanken wehren und ihn vielleicht sogar aus dem Bewußtsein verdrängen. Doch der Gedanke bleibt; und so fürchtet er sich schließlich davor, zu tief in sich hinein zu forschen und nach dem möglichen Grund für seine Unbeliebtheit zu suchen. Deshalb kann er auch seine inneren Werte und seine innere Größe nicht erkennen. Ein sehr erfolgreicher Akademiker hatte irgendwie das Gefühl, seine Frau bleibe nur des weltlichen Erfolgs wegen bei ihm. Diese Befürchtung zwang ihn dazu, in seinem Beruf noch mehr zu leisten, damit seine Frau bei ihm bliebe. Und obwohl sie es ihm immer wieder beteuerte, konnte er nicht begreifen, daß sie nur i h n wollte und sonst nichts und daß sie sich vernachlässigt fühlte. Das ärgerte und beunruhigte ihn gleichermaßen, und so arbeitete er noch härter und vernachlässigte sie folglich noch mehr. Als sie ihn schließlich verließ, um jemanden zu finden, der sich selbst zu geben bereit war, brach dieser Mann völlig zusammen und beging Selbstmord.

Was ist Hochmut?

Wer von diesem Angstgefühl beherrscht wird, verfällt in Hochmut. Ich möchte Hochmut folgendermaßen defi-

nieren: Es ist der Versuch, das Gefühl des eigenen Unwerts dadurch zu kompensieren, daß man sich über andere erhebt. Auf diese Weise wälzt der dünkelhafte Mensch sein Minderwertigkeitsgefühl auf andere ab. Er versucht sich selbst einzureden, daß er ein außergewöhnlicher Mensch ist, besser als die meisten anderen. Und er wird dieses Gefühl und diesen Anschein zu halten versuchen, indem er andere herabsetzt, wo immer es möglich ist.
Robert beispielsweise weiß alles besser. Was die anderen auch sagen, es ist falsch. Er läßt dabei in seiner ganzen Haltung durchblicken, daß jemand, der so denkt, wirklich beschränkt sein muß.
Während der Angeber oder der dünkelhafte Mensch seinen Hochmut nur allzu offen zeigt, trifft man bisweilen auch auf eine sehr versteckte Form des Hochmuts. Wer sich für ein Kompliment nicht bedanken kann und darauf entgegnet: „Jetzt schmeicheln Sie aber!" oder: „Ach, das alte Zeug! Ich habe es schon so lange, daß ich mich beinah schäme, es noch anzuziehen!", bringt den anderen in die peinliche Lage, seine Worte beweisen zu müssen. Er stellt den Geschmack oder die Urteilskraft des anderen in Frage.
Anstatt sein Minderwertigkeitsgefühl auf andere abzuwälzen, scheint der Betreffende mit sich und der Umwelt unzufrieden. Nichts gefällt ihm. Wenn der Sohn in Englisch die Note Drei bekommt, ist der Vater automatisch verärgert, weil es keine Zwei ist. Er kann es dem Sohn nicht offen sagen, wenn er einen anderen Menschen bewundert; denn er fürchtet, der Sohn würde aus seinen Worten herauslesen, daß der andere mehr wert ist. Er ist schnell gekränkt; und er zögert, sich so zu geben, wie er ist, ohne sich zu rechtfertigen oder etwas vorzutäuschen.
Diese Haltung ist ein ebensolcher Selbstbetrug wie der Eigendünkel. In beiden Fällen sind dem Betreffenden seine Ängste und Befürchtungen wichtiger als die Beziehung zu anderen Menschen. Er kann gegen andere nicht freundlich sein oder ihnen beipflichten, und er kann seine Kräfte nicht dafür einsetzen, seine gottgegebenen Fähigkeiten zu entfalten; denn er ist zu sehr damit beschäftigt, sich zu rechtfertigen, zu kritisieren oder von anderen mehr zu fordern.

Selbstachtung

Wer sich selbst für wertvoll erachtet, wird im Gegensatz zu dieser selbsterniedrigenden Haltung so handeln, wie es sich mit seiner Meinung über sich selbst vereinbart. Er wird mit sich zufrieden sein; doch diese Zufriedenheit ist weit von dem zur Abwehr dienenden Hochmut entfernt. Sie ergibt sich einfach daraus, daß er weiß, wer er ist und wohin sein Weg führt. Er quält sich nicht damit, jetzt sofort vollkommen zu sein; doch er bemüht sich darum, vollkommen zu werden. Die anderen dürfen ihn so sehen, wie er ist; und er beurteilt die anderen auf derselben Gundlage; er hegt keinen Neid gegen sie, noch urteilt er über sie oder stellt Vergleiche an. Wenn er sieht, daß jemand begabter ist als er selbst, dann versucht er nicht, diese Begabung in irgendeiner Weise herabzusetzen oder zu schmälern. Er wird sie vielmehr anerkennen und dem Betreffenden dieselbe Herzlichkeit entgegenbringen, die er einem weniger Begabten bezeigt. Er kennt seinen eigenen Wert und fühlt sich deshalb nicht bedroht, wenn er die Werte anderer erkennt.

Er fühlt sich durch den Hochmut anderer auch nicht verletzt, sondern versteht ihre geheimen Ängste und fühlt mit ihnen und hat den Wunsch, ihnen zu helfen. Und sie haben diese Hilfe nötig; denn niemand ist so unsagbar einsam wie derjenige, der sich für keinen guten Freund und Gesellschafter hält.
Ich habe einen Freund, der eine große Selbstsicherheit im Umgang mit anderen Leuten an den Tag legt. Er sagt beispielsweise zu jemandem: „Ich hoffe, Sie können mich leiden; denn mir behagt es in Ihrer Nähe und ich möchte mehr mit Ihnen beisammen sein." Auf diese Weise unterzieht er sich zwar dem Wagnis, seine Gefühle offenzulegen; aber er beweist gleichzeitig, daß er anziehend genug ist, eine solche zwischenmenschliche Beziehung herbeizuführen, anstatt sie nur passieren zu lassen.

Liebe mit Selbstvertrauen

Wie ist dies aber mit Zorn und Lust? Erlebt ein charakterlich wertvoller Mensch auch diese Grundgefühle? Gewiß tut er das, aber er benutzt sie nicht als Ausrede, um den Charakter eines anderen anzugreifen. Er erkennt diese Gefühle vielmehr als das, was sie sind, und weist ihnen den entsprechenden Platz zu. Er sagt etwa zu seinem Kind: „Es ärgert mich sehr, wenn du mit deinem Schwesterchen raufst", und mag sogar disziplinarische Maßnahmen ergreifen, aber er verletzt nicht den Charakter des Kindes, etwa weil er ihm sagt, wie ungezogen und böse es ist. Wer den Charakter eines anderen auf eine solche Weise verletzt, deutet dadurch an — ob er will oder nicht —, daß er selbst einen besseren Charakter habe.

Jesus hat nicht gesagt, wir sollten die Mitmenschen mehr lieben als uns selbst, sondern eben w i e uns selbst. Die Gleichheit, die in diesem Wort ausgedrückt wird, ist sehr wichtig; denn es liegt wohl im Wesen des Menschen, daß er jemand anders nicht wahrhaftig lieben kann, solange er sich selbst nicht mit Selbstvertrauen liebt.

Carl Rogers, der große Psychologe unserer Zeit, hat bewiesen, daß dieses Selbstvertrauen für ein wirkliches Wachstum notwendig ist. Er ist der Meinung, der Mensch trage von Geburt an das Bestreben zur Selbstverwirklichung in sich: das heißt, der Mensch hat das Bestreben, sich geistig, sittlich und körperlich in dem größtmöglichen Maß zu entwickeln. Rogers glaubt aber, daß der Mensch sich nicht ‚verwirklichen' kann, wenn er sich nicht zwanglos und frei selbst beobachten und überprüfen kann. Er muß all seine Stärken und Schwächen kennen, seine guten und schlechten Impulse. Rogers glaubt folgendes: Wenn jemand seine gesamten Möglichkeiten — gute und schlechte — überblickt, so wird er erkennen, daß er im Grunde gut ist, und daher wird er sich immer so verhalten wollen, daß er das Gute in sich verwirklichen kann.

Sieben Schritte zur Selbstachtung

Wie kann man sich genügend Selbstachtung zulegen, so daß man keinen ungerechtfertigten Stolz mehr empfindet? Es gibt dazu natürlich keinen Zauberspruch; aber die folgenden sieben Schritte haben sich schon oft als nützlich erwiesen:

1. *Kontrollieren Sie sich fortgesetzt auf Zorn.* Die Angst, die zu unberechtigtem Stolz führt, entsteht oft aus dem Grunde, daß jemand vielmals gesagt bekommen hat, Zorn sei etwas Böses; und nun fühlt er Angst in sich aufsteigen, sobald er merkt, daß auch er zornig ist. In Wirklichkeit ist der Zorn, wie schon früher angedeutet, ein normales Gefühl, das man als solches erkennen muß. Man muß in einer Weise mit diesem Gefühl umgehen lernen, die gesellschaftlich und moralisch annehmbar ist. Das gleiche gilt für andere Grundemotionen.

2. *Gewöhnen Sie sich an, Ihre Gefühle und Impulse zu beschreiben.* Lernen Sie sich so kennen, wie Sie wirklich sind. Das soll nicht bedeuten, man solle sich nun in seine Schwächen vertiefen, sondern man soll vielmehr den Mut aufbringen, seine eigenen Stärken und Schwächen kennenzulernen. Die Psychologen haben herausgefunden, daß jemand, der sich selbst in einer Weise erforscht, die keinerlei Werturteil zur Folge hat, allmählich viel Neues an sich entdecken wird: und wo er befürchtet, eine Schwäche zu finden, stößt er fast immer auf eine Stärke.

3. *Machen Sie von Zeit zu Zeit eine Liste Ihrer Stärken.* Die meisten Leute fürchten sich geradezu davor, sich einmal tatsächlich in positiver Weise selbst zu betrachten. Ich fordere die Menschen oft auf, je eine Liste von den Dingen anzufertigen, die sie besonders gut vollbringen, und von den Dingen, die sie ganz unzureichend ausführen. Dann lasse ich sie die beiden Listen vergleichen. Häufig ist die negative Liste um ein Mehrfaches länger als die positive, und das nicht vielleicht deshalb, weil die Leute so unzulänglich sind, sondern weil sie einfach Angst haben, über sich positiv zu denken. Sie haben sich an den Gedanken gewöhnt, es sei schlecht, gut von sich selbst zu denken, und sie haben Angst, man könne sie für eingebildet halten.

4. *Gewöhnen Sie sich daran, anderen Ihre Gefühle zu zeigen.* Bringen Sie Ihre positiven Gefühle, die Sie für jemand anders empfinden, ans Tageslicht, wo man sie sehen und entweder annehmen oder zurückweisen kann. „Mir hat es gefallen, wie Sie diesen Gedanken vorgebracht haben", „Mir gefällt Ihre Frisur" oder einfach „Sie gefallen mir" sind Beispiele für etwas, was jemand mit unberechtigtem Stolz sehr selten sagen wird. Tut er es doch, so meist deshalb, weil er selbst auf ein zurückgegebenes Kompliment aus ist.

5. *Zählen Sie* — bei einem Heimabend oder als angenehmes Tischgespräch — *irgendeinem von Ihrer Familie all das auf, was Ihnen an ihm besonders angenehm auffällt.* Viel zu selten schenken wir den lieben Menschen in unserer unmittelbaren Umgebung die notwendige positive Anerkennung und Beachtung.

6. *Geben Sie den anderen jede Möglichkeit, ihren eigenen Wert zu beweisen.* Wer das Gespräch an sich reißt, die Unterhaltung allein bestreiten will oder kein guter Zuhörer ist, beweist damit nur, daß er seine eigenen Gedanken für wichtiger hält als die der anderen. Wer aber seinen eigenen Wert kennt, erlebt durch die Gedanken und Talente anderer, die von den seinen ganz verschieden sein mögen, viel Freude. Er macht sich keine Sorgen, weil er sie nicht besitzt.

7. *Strengen Sie sich bewußt an, fade Gewohnheiten abzulegen.* Bemühen Sie sich um neue Gedankengänge, nehmen Sie jedesmal einen anderen Nachhauseweg, führen Sie Ihre Arbeit in verschiedener Weise aus, lesen Sie ein paar Minuten lang etwas Ungewöhnliches, vielleicht sogar etwas, womit Sie nicht einverstanden sind. Die meisten bedrückten und unsicheren Menschen sehen sich selbst als weltliche und mittelmäßige Wesen. Wer sich aber als interessiert und hellwach erkennt, dem ist es viel leichter möglich, Sicherheit und Selbstvertrauen zu besitzen — und demütig zu sein.

Diese sieben Punkte erheben nicht den Anspruch, alle Aspekte zu erfassen, aber sie können andere gute Ideen ergänzen, wenn jemand sich um besseres Selbstverständnis bemüht. Niemand kann sich selbst durch und durch kennen. Worauf es aber ankommt: Man muß sich seiner selbst bewußt sein und man muß versuchen. Wer es versucht, der wird bemerken, daß er die anderen Menschen wesentlich mehr zu schätzen beginnt als sich selbst. ○

Zehn Wege um unglücklich zu werden

1. Rede über dich selbst.
2. Denke über dich selbst.
3. Sei empfindlich gegenüber Kleinigkeiten.
4. Erwarte Anerkennung.
5. Traue niemandem als dir selbst.
6. Schiebe deine Pflichten hinaus, wenn du kannst.
7. Verwende das Wörtchen «ich» so viel wie möglich.
8. Tu so wenig wie möglich für andere.
9. Schmolle, wenn die andern dir nicht dankbar sind für erwiesene Wohltat.
10. Verlange von allen und in allen Dingen Übereinstimmung mit deinen Ansichten.

Autor unbekannt

Der „Große Weiße Gott"

Der „Große Weiße Gott" des alten Amerika lebt noch immer!
Er ragt aus den Entdeckungen und Schriften der Archäologen und Historiker als unbezweifelbare Tatsache heraus. Das Rätsel, das so lange die verwirrende Überlieferung der Eingeborenen umgeben hat, ist durch die neuzeitliche Forschung und durch erst kürzlich entdeckte, doch jahrhundertealte Urkunden gelöst worden. Diese ermöglichen ein viel genaueres Bild dieser Gottheit und ihres Wirkens auf der westlichen Erdhälfte, nämlich:
Es hat solch einen Gott gegeben!
Er ist lange vor Columbus nach Amerika gekommen.
Er hat die alten Völker die wahre Religion gelehrt, Tote erweckt, viele Kranke geheilt. Er hat sie in neuen und produktiveren Methoden des Ackerbaus unterwiesen und einen Staat errichtet, worin Gleichheit und Frieden regiert haben.
Auf übernatürliche Weise kam er plötzlich und verließ sie ebenso unerwartet wieder.
Die alten Völker sahen in ihm den Schöpfer der Erde, der in menschlicher Gestalt auf diese Welt gekommen war.
Wer kann Beweise anzweifeln, die jetzt so greifbar sind? Niemand kann bestreiten wollen, daß er ein christlicher Gott war.
Viele geben nun auch bereitwillig zu, daß seine Lehren denen der Bibel verwandt gewesen sind.
Weiterhin ist es eine anerkannte, durch heilige Schriften belegte Tatsache, daß er seine Wiederkunft versprochen hat. Dies wird durch spätere geschichtliche Berichte untermauert.
Die Überlieferung eines Weißen Gottes im alten Amerika ist durch Generationen von Indianern von Chile bis Alaska bewahrt worden; gleichermaßen bedeutsam hat

VON MARK E. PETERSEN vom Rat der Zwölf

hat wirklich gelebt

sie bei den Polynesiern von Hawaii bis Neuseeland bestanden.

All diese Überlieferungen decken sich in ihren Hauptpunkten. Von Insel zu Insel, von Land zu Land sind zwar der Name und nebensächliche Einzelheiten unterschiedlich, die Schlußfolgerung ist jedoch überall gleich: es hat den Großen Weißen Gott gegeben. Er war zu ihren Vorfahren gekommen, hatte diesen eine Zeitlang gepredigt und geholfen und sie dann wieder verlassen. Einige berichten, daß er in den Himmel aufgefahren sein soll. Ähnlich glaubwürdig ist die Aussage über ihn, die Paul Herrmann in dem Buch *Sieben vorbei und acht verweht* machte:

„Überlegt man dies recht, so bleibt nur die Schlußfolgerung übrig, daß es den Lichtgott Quetzalcoatl wirklich gegeben hat, daß er weder eine spanische Propaganda-Erfindung noch eine indianische Legende ist . . ." (S. 203).

Dieses Wesen war als Quetzalcoatl in einigen Gegenden Mexikos bekannt, vor allem im Gebiet von Cholula. Er hieß Votan in Chiapas, Wixepocha in Oajaca, Gucumatz in Guatemala, Viracocha und Hyustus in Peru, Sume in Brasilien und Bochica in Columbien.

Die Peruaner kannten ihn auch unter dem Namen Kon-Tiki oder Illa-Tiki. Tiki bedeutet sowohl „der Schöpfer" als auch „das Licht". Sein Hauptname bei den Mayas war Kukulcan.

Auf Polynesien hieß er Lono, Kana, Kane oder Kon, in manchen Gegenden Kanaloa — das Große Licht oder die Große Klarheit. Auch bezeichnete man ihn als Kane-Akea, den Großen Ahnen, oder Tanga-roa, den Gott des Meeres und der Sonne.

Wie hat der Große Weiße Gott ausgesehen?

Man hat ihn als großgewachsenen, weißhäutigen Mann beschrieben, bärtig, mit blauen Augen. Er trug ein loses,

wallendes Gewand. Vom Himmel ist er gekommen und wieder dorthin zurückgekehrt.

Was wissen wir über sein Wirken? Er hat Kranke geheilt, Blinde sehen und Lahme gehen gemacht, Tote zum Leben erweckt. Er hat eine bessere Lebensweise gelehrt: jeder soll mit seinen Mitmenschen so verfahren, wie er von ihnen behandelt werden möchte, seinen Nächsten wie sich selbst lieben und immer gütig und wohltätig sein.

Anscheinend war er eine Persönlichkeit von großem Ansehen und unermeßlicher Güte. Er hatte die Kraft, Hügel zu Flachland, Ebenen zu mächtigen Gebirgen zu machen. Er ließ aus festem Gestein Quellen entspringen.

Neben den Grundsätzen des friedlichen Zusammenlebens spornte er die Menschen außerdem noch zu eifrigem Lernen an und unterrichtete sie in verbesserten landwirtschaftlichen Methoden.

Bemerkenswert an seinem Kommen ist folgendes: Er erschien, nachdem eine Zeitlang Finsternis über dem ganzen Land geherrscht hatte, während der die Menschen um die Rückkehr der Sonne beteten. Solange die Dunkelheit anhielt, litten sie sehr. Sie sandten Gebete und Gelübde zu ihren Göttern empor und baten diese flehentlich, ihnen das Licht wiederzugeben. Als es wieder hell wurde, erschien ihnen ein weißhäutiger, großgewachsener Mann. Sein Wesen, seine Persönlichkeit erweckten ihre Achtung und Ehrfurcht. Und als sie seine Macht sahen, nannten sie ihn den Schöpfer aller Dinge, ihren Ursprung, den Vater der Sonne (siehe Pedro de Cieza de Leon, *The Incas).*

In den Belehrungen über seine Religion forderte er die Menschen auch auf, prächtige Tempel für ihren Gottesdienst zu bauen. Seine Anhänger lebten nach seiner Lehre (siehe Pierre Honoré, *Ich fand den weißen Gott).* Als er sie verließ, versprach er wiederzukommen. Deshalb erwarten die Eingeborenen seine Wiederkehr, genauso wie die Juden den Messias.

Diese Erwartung hatte jedoch böse Folgen, als die Spanier nach Amerika kamen und Cook nach Hawaii segelte. Die tragischen Begebenheiten dienen aber als weitere starke Beweise für die tatsächliche Existenz des weißen Gottes.

Als die spanischen Konquistadoren in Südamerika landeten, ging einer von Pizarros Offizieren an Land. Er sah eindrucksvoll aus — mit Helm und Brustharnisch, in der Hand eine glänzende Muskete.

Eingeborene am Ufer beobachteten ihn voll Verwunderung. Ein weißer Mann! Als Pedro de Candida auf sie zukam, fielen sie vor ihm nieder und riefen aus: „Viracocha! Viracocha!" Das verdutzte den tapferen Pedro.

Die Eingeborenen kamen näher und näher, umringten ihn. Nun bekam er Angst. Er schoß in die Luft, in der Hoffnung, die Eingeborenen zu verscheuchen. Sie bewegten sich nun nicht weiter, sondern flüsterten nur: „Illa Tiki, Illa Tiki." Das bedeutet Gott des Blitzes.
Die Indianer hielten ihn für den zurückgekehrten weißen Gott Viracocha. Sie dachten, mit seinem Gewehr beherrsche er Blitz und Donner.
Man glaubte von Hernando Cortez ebenfalls, er sei der wiederkehrende weiße Gott, als er 1519 nach Mexiko kam. Da die Küstenbewohner sahen, daß er weißhäutig war, Anführer seiner Mannschaft und daß er mit einem großen Schiff mit weißen Segeln gekommen war, eilten sie zu ihrem Herrscher Montezuma und verkündeten ihm die Ankunft des Großen Weißen Gottes.
Dies verfehlte seine Wirkung auf Montezuma nicht. Er erinnerte sich, daß ihn die Priester des Aztekischen Kults bei seiner Krönung ermahnt hatten: „Bedenke, daß dies nicht dein Thron ist, sondern daß er dir nur geliehen wurde und dereinst dem zurückgegeben wird, dem er gebührt." (Pierre Honoré, *Ich fand den weißen Gott,* Seite 73.)
Montezuma ging sofort daran, Cortez mit aller Ehrerbietung zu empfangen, die er dem weißen Gott schuldete, den zu erwarten seine Religion ihn gelehrt hatte. Wertvolle Geschenke wurden Cortez übergeben; alle Schätze des Königreichs wurden vor ihm ausgebreitet. Er wurde tatsächlich wie ein Gott geehrt. Sein Verrat änderte diesen Zustand jedoch bald — alles endete mit einem Krieg. Montezuma wurde gestürzt und getötet. Doch die Überlieferung blieb bestehen.

Als James Cook in den stillen Gewässern um die Inseln von Hawaii anlangte, hielt man auch ihn irrtümlich für den weißen Gott. Die dort lebenden Eingeborenen hatten — wie ihre Verwandten in Amerika — seit langem die Wiederkunft des weißen Gottes erwartet.

Kapitän Cook, weißhäutig, ein Mann von hohem Rang, kam nun mit einem großen Schiff mit mächtigen weißen Segeln, wie sie die Eingeborenen noch nie gesehen hatten. So empfingen und verehrten die treuherzigen Hawaiianer ihn als ihren langersehnten goldhaarigen Gott Lono.

Bemerkenswert ist, daß Cook während des Makahikifestes gelandet war, einer Feier, welche die Überlieferung vom weißen Gott Lono lebendig erhalten sollte. König Kalaniopuu hieß Cook mit seiner Truppe willkommen. Die eingeborenen Priester führten ihn mit prunkvollem Zeremoniell zu einer hohen, abgeflachten Steinpyramide — Lonos Tempel. Voll Verwunderung nahm der britische Forscher ihre Huldigungen entgegen, be-

reit, jede Ehrenbezeigung geschehen zu lassen, die sie ihm erwiesen.
Doch seine Soldaten waren alles andere als engelsgleich. Durch ihre Raubzüge lenkten sie den Zorn der Eingeborenen auf die gesamte Mannschaft Cooks. In der darauffolgenden Schlacht verlor Cook sein Leben.
Trotzdem blieb auch hier die Überlieferung bestehen.
Es haben sich nicht nur oft erzählte Märchen über den weißen Gott durch Jahrhunderte erhalten. Nein, auch seine Lehren sind den Eingeborenen heute noch lieb und wert.
Jahrelang waren es die Frauen, welche die Tradition und Familiengeschichte bewahrten, da die Männer in den Krieg zogen und oft nicht mehr zurückkamen. Sie erzählten ihren Kindern und Kindeskindern diese Geschichten.
Von einer bemerkenswerten Überlieferung berichtet Stephens in dem Buch *Incidents of Travel in Central America*. Der Autor zitiert, was Fuentes, der Chronist des alten Königreiches Guatemala und der Tolteken, über die Abkunft dieses Volkes aussagt.
Sie seien Israeliten gewesen, von Mose aus der Tyrannei der Pharaonen befreit. Nach Überquerung des Roten Meeres seien sie, beeinflußt von den einheimischen Stämmen, Götzendiener geworden. Um den Vorwürfen Moses zu entgehen, seien sie geflüchtet. Unter der Führung eines Mannes namens Tanub habe es sie von einem Kontinent zum anderen getrieben. Schließlich seien sie an einem Platz gelandet, den sie „die sieben Höhlen" nannten, ein Teil des Königreiches Mexiko. Dort sollen sie die Stadt Tula gegründet haben. Es heißt, daß Tanub, ihr Führer, der Stammvater der Tula- und Quichéindianer sei.
Andere Überlieferungen erzählen von vier Brüdern, die ihre Familien aus fernen Ländern nach Osten geführt haben sollen. Über die Meere seien sie in die neue Welt gekommen, wo sie sich angesiedelt und Städte erbaut haben.
Aus *Popol Vuh**, dem heiligen Buch der Quiché-Maya, geht hervor, daß die alten amerikanischen Völker an eine göttliche Dreifaltigkeit glaubten, weiters an einen himmlischen Vater und eine himmlische Mutter. Der ewige Vater und sein geliebter Sohn seien die Schöpfer Himmels und der Erde gewesen. Die Personen der Dreifaltigkeit sind bekannt unter den Namen Caculha Huracan, Chipi-Caculha und Rexa-Caculha. Sie wurden das Herz des Himmels genannt.
Popol Vuh berichtet, daß diese drei Götter die Schöpfer aller Dinge gewesen seien. Die Ureinwohner Amerikas, von denen wir jetzt wissen, daß sie hoch zivilisiert und sehr religiös gewesen waren, glaubten nicht an irgendeinen geschlechtlosen, gestaltlosen, unfaßbaren Gott. Für sie bestand die Dreifaltigkeit aus Personen mit Geschlecht und Eigenleben. Auch gab es eine Mutter im Himmel.
Aus demselben Buch können wir ersehen, daß sie an ein Vorherdasein glaubten. In diesem vorirdischen Dasein hat auch ein Teufel gelebt, der sich seines Glanzes und seiner Kraft rühmte: „Meine Augen sind hell wie Silber, glänzend wie Edelsteine, wie Smaragde, meine Zähne schimmern wie Perlen, wie das Antlitz des Himmels ... So bin ich die Sonne, der Mond für die gesamte Menschheit."

Dieses böse Wesen trachtete danach, die Herrlichkeit Gottes an sich zu reißen, brachte dies aber nicht zustande. Sein einziges Streben war, sich selbst zu erhöhen und zu herrschen.

Der Text aus alten indianischen Quellen erläutert weiterhin, daß zu diesem Zeitpunkt unsere Stammeltern noch nicht erschaffen waren.

Er erzählt auch von einer Frau, die versucht wurde, von der Frucht eines Baumes zu essen. Sie habe vorher gefragt: „Muß ich dann sterben? Werde ich verloren sein, wenn ich von der Frucht dieses Baumes nehme?"
Bei den Ureinwohnern Amerikas und Polynesiens existiert auch die Geschichte der Sintflut.

Überlieferungen aus dem nördlichen Mexiko, vor allem bei den Yaqui-Indianern, berichten von einem Rat zwölf heiliger Männer, die den Menschen in religiösen Dingen zur Seite gestanden haben. Auch ist ein Sakrament aufgezeichnet, dem heiligen Abendmahl vergleichbar. Dabei essen und trinken die Eingeborenen zur Erinnerung an ihre Gottheit unter großer Trauer heilige Symbole.

Die Religion war eine treibende Kraft im Leben der Urbevölkerung Amerikas; ebenso bei den Polynesiern, von denen man annimmt, daß sie ihre Religion von ihren Wanderungen aus Amerika mitgebracht haben. Darüber sind umfangreiche Bücher geschrieben worden.
Wer war nun der Große Weiße Gott?
Als Jesus Christus unter den Juden wirkte, sprach er von einer anderen Schar von Gläubigen, seinen „anderen Schafen" (siehe Johannes 10). Er versprach, zu diesen zu gehen und ihnen zu predigen. Dies hat er auch getan — in Amerika.
Im alten Amerika gab es ebenso Propheten wie zur gleichen Zeit in Palästina. Auch die westlichen Propheten haben heilige Berichte aufgezeichnet, so wie die Propheten in Palästina. Auf diese Weise entstand eine zweite heilige Schrift. Sie ist bekannt als das Buch Mormon. Sie erzählt von Gottes Wirken in Amerika, während die Bibel die Geschichte der Alten Welt überliefert. Das Buch Mormon gibt uns genaue Angaben über das Erscheinen des weißen Gottes. Dieses Ereignis fand in Amerika nach seiner Auferstehung in Palästina statt. Damals hatte Amerika Millionen von Einwohnern. Einige glaubten fest daran, daß Christus in ihrem Land wirken werde. Andere spotteten darüber. Die Gläubigen dienten dem Herrn; die Spötter gingen jeden erdenklichen krummen Weg.
Als Palästina nach der Kreuzigung von Erdbeben erschüttert wurde, da wurde die westliche Erdhälfte von noch schlimmeren Beben, Ungewittern und verheerenden Bränden heimgesucht. Im Buch Mormon heißt es: „Und im vierundreißigsten Jahr im ersten Monat, am

* Popol Vuh: im 17. Jahrhundert von eingeborenen Schreibern in lateinischen Buchstaben aufgezeichnet. Das frühcolumbianische Original war in Hieroglyphen geschrieben.

vierten Tage des Monats, erhob sich ein großer Sturm, desgleichen man nie zuvor im Lande erlebt hatte.
Es erhob sich auch ein großes und schreckliches Unwetter; und man hörte fürchterliches Donnern, das die ganze Erde erschütterte, als ob sie auseinandersten wollte.
Und man sah überaus grelle Blitze, wie man sie nie zuvor im Lande gesehen hatte.
Und die Stadt Zarahemla geriet in Brand" (3. Nephi 8:5-8).
Dementsprechend war der Schaden ungeheuer groß. Die Landstraßen waren aufgerissen. Städte waren versunken. Viele Menschen waren ums Leben gekommen. Das ganze Land sah völlig anders aus — und all das war in der kurzen Zeit von drei Stunden vor sich gegangen.
Danach herrschte „eine dichte Finsternis . . . im ganzen Lande, so daß die Einwohner, die nicht gefallen waren, den Nebel der Finsternis fühlen konnten".
Nach diesem drei Tage anhaltenden Zustand ertönte eine Stimme, „und alles Volk hörte sie und bezeugte, daß sie sagte:
O ihr Bewohner dieser großen Städte, die gefallen sind, ihr Nachkommen Jakobs, die ihr vom Hause Israel seid, wie oft habe ich euch versammelt, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt, und habe euch genährt . . .
. . . wie oft wollte ich euch versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, doch ihr habt nicht gewollt" (3. Nephi 10:3-5).
Einige Tage später sammelte sich eine große Menschenmenge um den Tempel im Lande des Überflusses. Sie hörten drei Mal eine Stimme vom Himmel.
„Das dritte Mal verstanden sie die Stimme, die sie hörten; und sie sagte zu ihnen:
Sehet, mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, in dem ich meinen Namen verherrlicht habe — höret ihn!
Und als sie verstanden, erhoben sie ihre Augen wieder gen Himmel; und sehet, sie sahen einen Mann vom Himmel herniedersteigen, der war mit einem weißen Kleid angetan. Er kam herab und stand mitten unter ihnen; und die Augen des ganzen Volkes waren auf ihn gerichtet; und sie wagten nicht, ihren Mund aufzutun und miteinander zu reden und verstanden nicht, was es bedeutete, denn sie dachten, daß ihnen ein Engel erscheine.
Und er streckte seine Hand aus und sagte zum Volk:
Sehet, ich bin Jesus Christus, von dem die Propheten bezeugten, daß er in die Welt kommen werde.
Und sehet, ich bin das Licht und das Leben der Welt, und ich habe aus dem bittern Kelch getrunken, den mir der Vater gegeben hat, und ich habe den Vater verherrlicht, indem ich die Sünden der Welt auf mich nahm, worin ich mich dem Willen des Vaters in allen Dingen von Anbeginn unterwarf.
Nachdem Jesus diese Worte gesprochen, fiel alles Volk zur Erde nieder; denn sie erinnerten sich, daß ihnen prophezeit worden war, Christus werde sich ihnen nach seiner Himmelfahrt zeigen.
Und der Herr redete zu ihnen und sprach:
Steht auf und kommt zu mir und legt eure Hände in meine Seite und fühlt die Nägelmale an meinen Händen und Füßen und wißt, daß ich der Gott Israels und der Gott der ganzen Erde bin und für die Sünden der Welt getötet wurde.
Und die Menge trat herzu, und sie legten ihre Hände in seine Seite und fühlten die Nägelmale an seinen Händen und Füßen; und sie taten es und kamen alle hervor, einer nach dem andern, bis sie alle mit ihren Augen gesehen und mit ihren Händen gefühlt hatten und mit Bestimmtheit wußten und Zeugnis gaben, daß er es war, der kommen sollte, wie die Propheten geschrieben hatten. Und nachdem alle hervorgekommen waren und selbst gesehen hatten, riefen sie wie mit einer Stimme und sagten: Hosianna! Gesegnet sei der Name des allerhöchsten Gottes. Und sie fielen zu Jesu Füßen nieder und beteten ihn an" (3. Nephi 11:6-17).
An den folgenden Tagen gab ihnen der göttliche Besucher das Sakrament des Segnens von Brot und Wein; er ließ die Kranken, Gebrechlichen, Lahmen, Blinden und Tauben zu sich bringen und heilte sie; er gründete seine Kirche und gab ihren Führern die Vollmacht, in seinem Namen zu predigen und zu taufen; diesen Männern und der versammelten Menschenmenge erläuterte er seine Lehre.
Nach vielen Tagen „. . . kam eine Wolke und überschattete das Volk, so daß sie Jesus nicht sehen konnten.
Und während sie überschattet waren, verließ er sie und fuhr gen Himmel. Und die Jünger sahen es und gaben Zeugnis, daß er wieder gen Himmel fuhr" (3. Nephi 18: 38-39).
Das ist die Wahrheit über den Großen Weißen Gott. Es ist Jesus Christus, der Erlöser der Menschheit. ○

Nichts in der Welt gebärdet sich protziger als ein Mann mit bescheidenen Fähigkeiten, der an die Macht gelangt ist.
Wessenburg

Nicht Geld ist, was zählt, sondern Dienst.
Ford

Liebst du das Leben, so vergeude keine Zeit, denn diese ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist.
Franklin

Arbeite, um in deiner Brust den kleinen Funken jenes himmlischen Feuers am Leben zu erhalten, den man Gewissen nennt.
George Washington

Der Wunsch nach Glauben

VON KENNETH R. HARDY

„Aber sehet, wenn ihr erwachet und eure Geistesfähigkeiten aufrüttelt und wenn ihr nur einen Versuch mit meinen Worten macht und nur ein wenig Glauben übt, ja, wenn ihr nicht mehr tun könnt, als den Wunsch zu haben, daß ihr glauben könntet, dann laßt diesen Wunsch in euch wirken, bis ihr . . . glaubt" (Alma 32:27).

Heute, wo sich Aufruhr und Streit weltweit ausbreiten, kann uns bereits ein kurzer Blick in die Tagesberichte über das Weltgeschehen mutlos machen. So mancher hat seiner Verzagtheit mit den Worten Ausdruck verliehen: „Ich ertrage nicht einmal den Gedanken, Kinder in diese entsetzliche Welt zu setzen!" Andere wieder meinen, das Leben sei etwas „voller Klang und Wut, das nichts bedeutet" (Shakespeare, *Macbeth,* 5. Akt, 5. Szene).

Wie können wir den nötigen Glauben an die Güte Gottes erlangen? Glauben, der uns darin bestärkt, trotz aller Mißstände in der Welt Kindern das Leben zu schenken, und der uns sagt, daß unser Leben bei genauer Erwägung schön, bedeutungsvoll und lebenswert ist. Es gibt Beweise genug, die Behauptung der Pessimisten zu untermauern, daß die Welt ihrem Untergang entgegengehe und alles noch schlimmer kommen werde. Natürlich hat auch die Gegenseite Beweise, doch müßte man sich sehr anstrengen, allein aufgrund von Tatsachen ein überzeugendes Beispiel zu konstruieren, das einen optimistisch stimmen könnte.

Viele alltäglichen Fragen können wir durch das Zeugnis unserer Sinne beantworten, das wir uns durch allgemein anerkannte Methoden erarbeiten. So kann ein Pathologe feststellen, ob ein Tumor gut- oder bösartig ist, indem er das Gewebe den üblichen Untersuchungen unterzieht. Ein Geologe kann auf gleiche Weise ermitteln, ob ein Fels aus vulkanischem, metamorphem oder Sedimentgestein besteht. Ein Bauer kann durch Beobachtung herausfinden, welches seiner Pferdegespanne die größere Last zu ziehen imstande ist. Die Ergebnisse solcher Untersuchungen sind völlig überzeugend, solange wir die angewandten Methoden als angemessen billigen. Sie spiegeln nicht einfach die Wünsche und Neigungen des Untersuchenden wider; jeder wird, unabhängig von seiner Meinung, die gleichen Resultate erzielen.

Doch Fragen geistigen Inhalts können nicht allein durch Verfahren und Untersuchungen, die wir im stofflichen Bereich anwenden, entschieden werden:

„Wie ich nun vom Glauben sagte — Glaube bedeutet nicht, daß man vollkommene Kenntnis von Dingen hat; wenn ihr jedoch Glauben habt, dann hofft ihr auf Dinge, die man nicht sieht, die aber doch wahr sind" (Alma 32:21).

Es gibt Beweise, daß Gott wirklich lebt und daß Unsterblichkeit eine Tatsache ist; sie können jedoch den Skeptiker nicht überzeugen. Man kann hier nicht nur aufgrund physischer Beweise entscheiden. Nehmen wir zum Beispiel die Stelle im Jakobusbrief, die der junge Joseph Smith gelesen hat. Es heißt hier, daß jemand, dem Weisheit mangelt, Gott darum bitten soll. Die Schriftstelle enthält jedoch eine wichtige Bedingung: „Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht." Damit wird dargelegt, daß Gott dem Zweifler nicht antwortet. (Siehe Jakobus 1:6-8.) Moroni gibt uns im wesentlichen dieselbe Botschaft: Dem Leser des Buches Mormon wird versprochen, daß der Heilige Geist ihm den göttlichen Ursprung dieses Buches bestätigen werde. Laut Moroni ist es aber nötig, daß der Wahrheitssucher „mit aufrichtigem Herzen, mit festem Vorsatz fragt und Glauben an Christus" hat (Moroni 10:4).

Bei beiden Beispielen gilt die Verheißung, daß das Zeugnis des Geistes zur Kräftigung des vom Fragenden erbrachten Glaubens gegeben wird. In diesem Sinne ist der Glaube eine erworbene Gabe. Wir müssen selbst etwas beitragen: studieren, Gutes anstreben, uns bemühen, gründlicher sein, würdig leben. Ferner ist unsere feste Zuversicht notwendig, daß Gott unsere Fragen beantwortet. Seine Antwort ist tatsächlich ein Geschenk, - das unseren Glauben stützt und erweitert.

Die unermeßliche Fassungskraft des Glaubens und die sich daraus ergebende geistige Stärkung reichen weit über die gewöhnlichen Maßstäbe hinaus, die wir bei der

DER kleine STERN

KINDERBEILAGE FÜR FEBRUAR 1970

Der Sterngucker

VON GAIL TEPPERMAN BARCLAY

Lazzaro* stürzte mit hochrotem Gesicht aus dem Wohnzimmer.
Das Gelächter des Vaters und seiner Freunde dröhnte ihm in den Ohren, sogar noch, als er bereits im Freien war. Er lief und lief, bis seine Beine schmerzten. Sein Herz klopfte wild. Er war außer Atem. Schließlich blieb er stehen, als er das Dach seines Wohnhauses nicht mehr über die Baumkronen aufragen sah.
„Warum lachen sie über mich?" murmelte er zornig. „Warum wollen sie es mich nicht versuchen lassen?"
Man schrieb das Jahr 1740. Der kalte, graue Schleier des Winters umhüllte bereits die Wälder im Umkreis des Städtchens Scandiano.
Lazzaro Spallanzanis Vater war ein angesehener Rechtsanwalt. Seit jeher hatte man von Lazzaro erwartet, daß auch er diesen Beruf ergreifen würde. Einmal hatte der Vater ihn in das düstere Studierzimmer geführt und stolz auf die dicken staubigen Bücher und die endlosen Reihen von Gerichtsakten gezeigt. „Eines Tages wird das alles dir gehören", hatte er gesagt. „Mein Leben lang habe ich daran gearbeitet. Du sollst mein Werk weiterführen."
Aber Lazzaro Spallanzani sehnte sich nach anderen Aufgaben. Die Rechtswissenschaft gab ausführlich Antwort auf alte, überholte Fragen. Doch Lazzaros Kopf war voll neuen, seltsamen Fragen, auf die es noch keine Antwort gab. Warum ist der Himmel blau? Warum kann der Mensch nicht fliegen? Warum hüpft ein flacher Stein auf der Wasseroberfläche? Was bringt die eigenartigen Quellen zutage, die tief in den Wäldern um Scandiano aus der Erde sprudeln?
Lazzaro hatte den Vater einmal wegen der Quellen gefragt.

* Lazzaro Spallanzani: 1729-1799. Grundlegende biologische Entdeckungen (Funktion des Magensaftes, Blutkreislauf bei Kaltblütlern u. a.). Er wies als erster die Befruchtung des Eies durch Samen nach und führte den Nachweis, daß Leben nur von Leben abstammen kann.
Professor der Logik, Metaphysik, Naturgeschichte und der griechischen Sprache.

Darauf hatte der Vater erwidert: „Vor langer Zeit machten fünf schöne Mädchen trotz des Verbots ihrer Eltern einen Spaziergang in den Wald. Sie verirrten sich. Sie riefen um Hilfe, aber niemand hörte sie. Man hat sie nie wieder gesehen. Doch ihre Tränen wurden Quellen, die für immer der Erde entspringen sollen."
Lazzaro war ein höflicher Sohn, und so hatte er nur zustimmend genickt. Er wußte jedoch sicher, daß es für die Quellen noch eine andere Erklärung geben müsse.
Eines Abends saß er gehorsam vor dem Kamin und folgte den wohlerwogenen Ausführungen des Vaters über langweilige Gerichtsurkunden, die vor ihnen auf dem Boden ausgebreitet waren. Über die gebückten Schultern des Vaters hinweg konnte Lazzaro den sternübersäten Winterhimmel sehen. Warum leuchteten manche Sterne heller als andere? Woher kamen sie? Wie weit waren sie entfernt? Könnte der Mensch sie jemals erreichen?
„Lazzaro! Du paßt nicht auf! Was gibt es denn da zu sehen?"
„Die Sterne", bekannte Lazzaro. „Vater, glaubst du, daß alle Sterne gleich groß sind?"
Der Vater erstarrte. „Was kümmert es mich, wie groß die Sterne sind?" rief er zornig aus. „Und was geht es dich an? Was möchtest du einmal sein, ein angesehener Rechtsanwalt oder ein unnützer Sterngucker?"
„Keines von beiden", beteuerte Lazzaro. „Ich möchte Naturwissenschaftler werden."
„Wissenschaftler! Kannst du Latein, Griechisch, Französisch lesen? Kannst du mathematische Aufgaben lösen? Verstehst du die Fragestellungen der Logik? Wissenschaftler!" Lazzaros Vater schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich weiß nicht, was mit den Burschen heutzutage los ist. Lazzaro, du bist für die Rechtslehre ausgebildet, nicht für die Naturwissenschaften. Du wirst Anwalt!"
Die Worte des Vaters weckten jedoch einen Gedanken, der Lazzaro so klar schien wie der Sternhimmel, den er so oft betrachtet hatte. Sein Vater und auch dessen Freunde hatten umfangreiche Bibliotheken. Er könnte so die nötigen Bücher beschaffen. Er würde sein eigener Lehrmeister sein.
So saß Lazzaro nun jeden Abend vor dem Kamin und studierte die umfangreichen Gerichtsurkunden. Er folgte den unerfreulichen und schwierigen Ausführungen über verschiedene Fälle. Beim Studium der Rechtswissenschaften bemühte er sich, weil er seinen Vater liebte und achtete.
Doch in jeder freien Minute beschäftigte sich Lazzaro mit anderen Dingen — Griechisch, Französisch, Latein, Logik. Er arbeitete fleißig, wie besessen. Er nahm die Mathematikbücher mit in den Wald. Neben den schäumenden Quellen sitzend, löste er arithmetische Aufgaben, die Zahlen schrieb er mit einem spitzen Stock in den Sand. Er lernte, bis er Kopfweh hatte — mo-

mentan hatte Lazzaro Spallanzani keine Zeit, die Sterne zu betrachten. Schließlich erkannte er, daß er sich alles angeeignet hatte, was er ohne Lehrer erreichen konnte. Als er jedoch seinem Vater erklären wollte, was er während der langen, kalten Wintermonate geschafft hatte, winkte dieser nur ab.

„Alles schön und gut", meinte der Vater. „Wie kommst du darauf, daß du schon genug weißt, um Wissenschaftler zu werden? Was sind schon einige griechische Wörter, einige mathematische Aufgaben! Laß diesen Unsinn, Lazzaro! Gib das auf, und bemühe dich, ein guter Anwalt zu werden."

Lazzaro gab seinen Traum jedoch nicht auf, obwohl sein Vater ihn nicht mehr anhören wollte. Endlich suchte er Vallisneri auf, einen der bekanntesten und hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit.

„Du möchtest also Wissenschaftler werden", sagte Vallisneri. „Gut, gut. Das ist ja alles recht schön, aber du bist in der Rechtslehre ausgebildet worden, nicht in den Naturwissenschaften. Bringst du auch wissenschaftliche Voraussetzungen mit, mein Junge?"

Lazzaro schrieb einige Sätze in Griechisch und Französisch auf.

„So, so", bemerkte Vallisneri. „Was kannst du noch?" Er nahm Lazzaro die Feder aus der Hand und notierte rasch ein mathematisches Problem. „Kannst du damit etwas anfangen?"

Drei schnelle Federstriche — und Lazzaro hatte die Aufgabe gelöst.

Ein Lächeln umspielte Vallisneris Lippen. Er stand auf, holte von einem Regal ein Buch herunter, öffnete es.

„Da hast du", mit diesen Worten drückte er das Buch in Lazzaros zitternde Hand. „Kannst du dieses logische Problem lösen?"

Fünf bange Minuten lang versuchte Lazzaro, es zu ergründen. Schweren Herzens gab er dem vornehmen Gelehrten das Buch zurück. „Nein", bedauerte er, „ich kann es nicht."

Vallisneri warf den Kopf zurück und lachte laut auf. „Nun, du bist sowohl ehrlich als auch intelligent!" stellte er anerkennend fest. „Niemand hat bisher dieses Problem lösen können, mein Junge. Es ist augenscheinlich, daß du zum Naturwissenschaftler geboren bist. Mit dem unsinnigen Studium der Gesetzbücher verschwendest du kostbare Zeit. Warum tust du das?"

„Mein Vater besteht darauf, daß ich Rechtsanwalt werde."

„Unsinn!" Vallisneri erhob sich. „Komm. Ich werde mit deinem Vater sprechen."

Gemeinsam gingen sie an jenem sonnigen Tag zu Lazzaros Elternhaus. Während sich Vallisneri mit Lazzaros Vater vor dem Kamin besprach, stand Lazzaro schweigend, mit gesenktem Kopf, dabei.

„Euer Sohn wird ein Forscher sein", rief Vallisneri aus und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Er wird Scandiano Ehre machen! Er wird es berühmt machen! Er ist ein Genie wie Galileo!"

„Trotzdem ist er mein Sohn", wandte Lazzaros Vater ein. „Ich habe zu entscheiden."

Vallisneri schwieg nun.

Lange betrachtete Lazzaros Vater all die gerichtlichen Bücher und Schriften, die den Raum füllten. Dann fiel sein Blick auf Lazzaro. Dieser hob den Kopf und erwiderte den festen Blick des Vaters.

„Das neue Semester an der Universität von Reggio fängt in weniger als einer Woche an", sagte der Vater endlich. „Kannst du es bis dann schaffen, Sterngucker?"
Für einen Augenblick verschlug es Lazzaro die Rede. Dann umarmte er seinen Vater in überströmender Dankbarkeit und Freude.
Eines Tages würde man Lazzaro Spallanzani als Italiens erstrangigen Gelehrten und Forscher preisen; als hervorragenden Wissenschaftler, der das Geheimnis winziger Lebewesen lüftete, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann; als einen Mann, der Homer übersetzte und eine wissenschaftliche Abhandlung über die Mechanik der auf der Wasseroberfläche hüpfenden flachen Steine schrieb.
Vor allem jedoch war Lazzaro ein Junge wie irgendein anderer in Norditalien — ein Junge, der die Sterne betrachtete und darüber nachdachte.

JOANNA C. MILLER

Schilf zum Frühstück

Schilf zum Frühstück! Wo wird dieses Gericht serviert, und wie schmeckt es? Die alten Ägypter hätten es uns sagen können; sie aßen Schilf, sowohl gedämpft als auch roh. Schilf! Es klingt ein wenig zäh, wenn wir uns daran erinnern, daß der Korb, worin Mose auf dem Fluß dahintrieb, ebenfalls aus Schilf angefertigt war. Aber die Ägypter verstanden sich darauf, es gerade recht zu kochen. Die dicken, dreieckigen Stengel dieser Pflanze sind außen faserig, aber innen weich und markig. Eben dieser weiche innere Teil wurde als Nahrung verwendet.

Der Nil war auch berühmt wegen seiner Kanus oder Paddelboote, die aus der gleichen wasserliebenden Pflanze gebaut waren. Diese kleinen Schiffe waren mit Erdharz verklebt, genau wie Moses Korb. Erdharz wird auch Asphalt genannt und ist ein Teil des schwarzen, klebrigen Straßenbelags. Eine Bootsfahrt auf dem Nil muß viel Spaß gemacht haben. Das Ufer des großen Flusses war mit Schilf bewachsen; oft wurden die langen, nackten Stiele bis zu 3 Meter hoch und trugen einen federartigen Schopf aus kleinen Halmen und winzigen braunen Blüten. Stellenweise war die ganze Wasseroberfläche mit diesen merkwürdigen Graspflanzen bedeckt. Über dem Wasser flogen Schwalben hin und her und jagten Insekten, während schwarzweiße Ibisse (Vögel, die wie kleine Kraniche aussehen) an den seichten Stellen nach Fischen und Fröschen suchend umherstolzierten. Vielleicht glitt ein großes Krokodil auf dem Wasser oder lag auf dem sonnigen Strand; in der Nähe sein Freund, der Krokodilvogel, der ihm die Reste aus den Zähnen sowie die Schmarotzer aus seinem schuppigen Rücken pickte.

Aber das Schilf, auch zuweilen „Binse aus Ägypten" genannt, wurde außer im Schiffbau und zum Kochen noch auf manch andere Weise gebraucht. Die alten Ägypter benutzten es als Brennholz, für Sandalen, Kleider, Pinsel, Segel, Seile, Matten und sogar Papier.

Eine weitere Benennung des Schilfs war Papyrus, woher das deutsche Wort Papier stammt. Etwa zwanzig

Blätter dieses Schilfpapiers wurden eines an das andere zusammengeklebt, um einen langen Streifen zu bilden. Dieser wurde an beiden Enden um ein Holzstück oder einen Metallstab gewickelt und Rolle genannt. Viele der frühen Berichte, nicht nur der Ägypter sondern auch der Griechen und Römer, waren auf Papyrus-Rollen geschrieben.

Zu Moses Zeit wurde mit einer Feder aus gespaltenem Rohr geschrieben; die Tinte war aus Lampenruß und Leim oder in Wasser aufgelöstem Gummiharz hergestellt.

Für ein Blatt Papyrus, wie dieses Papier genannt wurde, brauchte man zwei Lagen Schilfmark, in dünne Schnitten zerteilt. Diese wurden auf ein Brett gelegt, die obere Reihe im rechten Winkel zu der unteren. Für Papier aus den breitesten Schnitten zahlte man am meisten. Die beiden Lagen wurden in Nilwasser eingeweicht, was vielleicht dazu beitrug, sie zusammenzukleben. Der Papyrus wurde dann gepreßt oder geschlagen und getrocknet. Danach wurde das Blatt mit einer Muschel oder einem Stück Elfenbein geglättet.

Es wäre interessant zu wissen, ob Mose solches Ägypter-Papier mit sich trug, als er mit den Kindern Israels ins verheißene Land zog. Brauchte er Papyrus-Rollen für irgendeinen seiner Berichte? Wer weiß? Vielleicht werden wir es eines Tages erfahren.

VON CAROL CONNER

Felder mit folgenden Farben ausmalen:

O	= orange	LB	= hellblau
Y	= gelb	T	= braun
YG	= gelb-grün	R	= rot
G	= grün	P	= rosa

Lösung von Problemen unseres Erdendaseins anlegen. Es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß grundlegende Fragen wie die Existenz und Güte Gottes, das Leben nach dem Tode, der schließliche Sieg des Guten über das Böse allein durch die nüchterne Anwendung des Verstandes und die Auswertung von Beweisen gelöst werden können. „Zeichen und Wunder" geschehen nicht, um den Zweifler zu überzeugen. Sie sind die Gefolgschaft des starken Glaubens. Dieses Leben ist eine Prüfungszeit. Darum hat Gott vorgesehen, uns im Glauben und durch den Glauben leben zu lassen, ohne die Sicherheit, die durch zwingende endgültige Beweise geschaffen wird. Wir erhalten nicht allen Glauben auf einmal, sondern Stufe um Stufe. Wenn wir gläubig leben und durch das Zeugnis des Heiligen Geistes gestärkt werden, wird unser Glaube zunehmen:

„Vergleichen wir nun das Wort mit einem Samenkorn: Wenn ihr ihm Raum gebt, daß es in euer Herz gepflanzt werden kann, sehet, wenn es ein wahres oder gutes Samenkorn ist und ihr es nicht durch euern Unglauben wegwerft . . . dann wird es in eurem Busen aufzugehen beginnen; und wenn ihr diese Regungen fühlt, dann werdet ihr anfangen und in eurem Herzen sagen: Es muß doch ein gutes Samenkorn sein, oder das Wort ist gut, denn es beginnt, mir die Seele zu erweitern; ja, es beginnt, meinen Verstand zu erleuchten und mir köstlich zu werden.

Sehet, würde das nicht euern Glauben stärken? Ich sage euch: Ja; aber noch ist er nicht zur vollkommenen Kenntnis geworden" (Alma 32:28-29).

So allein kann unser Zeugnis wachsen und werden wir uns Schritt um Schritt zum Evangelium bekehren. Die erste und geringste Voraussetzung ist der grundlegende Wunsch nach Glauben. Ohne ihn können wir unmöglich die Antriebskraft für das geistige Wachstum entwickeln. Vielmehr werden wir in einem Zustand der Ungewißheit und ohne Erleuchtung verbleiben. Glaube ist nicht umsonst der *erste* Grundsatz des Evangeliums.

Lebt Gott? Gibt es ein Leben nach dem Tode? Wird das Gute letztlich siegen? Hat das Leben überhaupt Sinn? Ist Jesus wirklich der Erlöser? Die Antwort darauf kommt nicht marktschreierisch laut, damit jeder sie hören kann. Doch derjenige, der seinen „Glauben mit großem Fleiße" pflegt (Alma 32:41), wird ein leises Ja vernehmen. ○

Richtlinien für unser Leben

VON RICHARD L. EVANS

Es gibt seit jeher eine dringliche Frage: Zu wem können wir gehen, um Ratschläge für unser Leben zu erhalten? Ziehen wir eine Parallele: An wen würden wir uns um Anleitungen zum Gebrauch eines Werkzeugs, eines Automobils oder eines komplizierten Werkstücks wenden? Wer weiß wohl am besten, wozu ein Gegenstand dient, wie man ihn handhabt, wie man ihn instandhält, wofür er bestimmt ist? Es liegt auf der Hand, daß der Erfinder oder Hersteller einer Maschine am geeignetsten ist, die Gebrauchsanweisung dafür herauszugeben. Genauso weiß der Schöpfer und Herrscher aller Dinge am meisten über den Zweck des Lebens, über den Menschen und seine Möglichkeiten. Er weiß, warum Mäßigkeit, Sittlichkeit, Arbeit und Achtung vor dem Gesetze wichtig zur Erhaltung von Frieden, Gesundheit und Glück sind. Er hat uns einen klaren Verstand und große körperliche Fähigkeiten mitgegeben. Auch hat Er uns geraten, bestimmte Dinge zu tun, andere aber zu unterlassen, unsere körperliche und geistige Gesundheit nicht durch schädigende Gewohnheiten, eine sorglose Lebensart oder unpassendes Verhalten zu schwächen. Es ist nur natürlich, daß dies so ist. Es ist für uns selbstverständlich, daß die Eltern ihr möglichstes zum leiblichen, geistigen und sittlichen Wohl ihrer Kinder beitragen; sie wollen, daß die Kinder glücklich sind. Genauso begreiflich ist, daß sich unser himmlischer Vater um das Wohlergehen Seiner Kinder sorgt. Damit wir alle unsere Fähigkeiten ausbauen und das größte Glück erlangen können, hat Er uns Richtlinien, Ratschläge, Gebote, Gesetze, Lebensregeln gegeben und gewisse Anforderungen an uns gestellt. Wollen wir uns an jemand anders wenden? Wem sonst könnten wir unser ewiges Leben anvertrauen? Es gibt heute zwar viele hervorragende Menschen, doch ist ihr Wissen nicht allumfassend. Folgendes gilt für alle, die unglücklich sind, die Schwierigkeiten haben, die verzweifelt den richtigen Weg suchen: Begnügt euch nicht mit Oberflächlichem, mit verschlagenen Theorien, mit unverantwortlicher Nachgiebigkeit, mit falschen Vermutungen! Erwägt den Sinn und Zweck eines besonnenen Lebens, mit all den unbegrenzten, ewigen Möglichkeiten, die es euch bietet! Fragt den Schöpfer um Rat! ○

Der Präsidierende Bischof spricht zur Jugend über

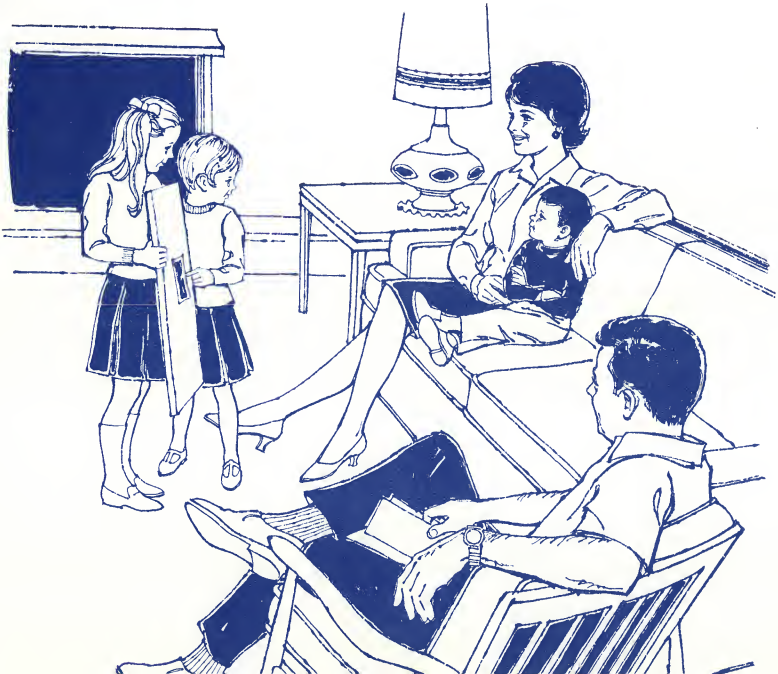
die Familie

In der Tierwelt gibt es kein dauerhaftes Familienleben. Sehr oft kümmert sich die Mutter allein um die Jungen. Im Tierreich leben die Jungen meistens nur eine kurze Zeit mit ihrer Mutter oder ihren Eltern — gerade lange genug, um eine Überlebensmethode zu erlernen.
Für den Menschen jedoch gibt es ein beständiges Familienleben. Auch wenn das Kind von Anfang an intelligenter ist als ein Tier, erstreckt sich doch die Zeit der elterlichen Führung auf viele Jahre. Die Gründe für diese ausgedehnte Lernzeit sind einleuchtend: Das Kind muß viel mehr lernen als nur die Grundregeln des Überlebens.

Für einen jungen Mann kann die Familie die beste „Universität" sein — sogar in einem ewigen Sinn —, die er je besuchen könnte. Und doch gibt es heutzutage viele junge Leute auf der Welt, die sich die Ausbildung, welche das Elternhaus bietet, nicht zunutze machen.
Die Hauptursache dafür ist die Tatsache, daß einige junge Leute den Eltern, denen der Herr sie anvertraut hat, nicht gehorchen. Der Apostel Paulus wies darauf hin, als er von den Letzten Tagen sprach:
„Denn es werden die Menschen viel von sich halten, geldgierig sein, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, gottlos" (2. Tim. 3:2).
Es gibt viele wichtige Lebenslehren, die der Junge und das Mädchen am besten im Elternhaus lernen. Eine dieser Lehren ist Gehorsam — Gehorsam gegen rechtschaffene Grundsätze.

Ein Fohlen mag gerade das richtige Bild von Schönheit und jugendlichem Überschwang darstellen; gleichwohl wird es trotz des Spaßes und der Ausgelassenheit erst dann einem nützlichen Zweck dienen, wenn es gelernt hat zu gehorchen. So ist es mit der Jugend — bis sie gelernt hat zu gehorchen, werden Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit sie auf Schritt und Tritt begleiten.
Paulus sagt in einem Brief, daß auch der Erlöser Gehorsam gelernt hat:
„So hat er, wiewohl er Gottes Sohn war, doch an dem, was er litt, Gehorsam gelernt."
„Und da er vollendet war, ist er geworden allen, die ihm gehorsam sind, der Urheber ihres ewigen Heils" (Heb. 5:8, 9).
Der junge Mann, der die Wünsche und den Rat seiner Eltern mißachtet, betrügt sich selbst um eine großartige Gelegenheit, Gehorsam zu lernen. Die Segnungen sind nicht neu, die mit dem Gehorsam gegen die Eltern verbunden sind; sie sind ewig. Ein Grund dafür, warum Nephi, ein Prophet im alten Amerika, ein so großer Führer und ein so einflußreicher Diener Gottes wurde, war, daß er lernte, seinem Vater gern zu gehorchen.
Dies wird in den Worten von Nephis Vater, Lehi, wunderbar veranschaulicht:
„Daher hat mir der Herr geboten, daß du mit deinen Brüdern nach dem Hause Labans gehen sollst, um die Urkunden zu erlangen und sie hierher in die Wildnis zu bringen.
Siehe nun, deine Brüder murren und sagen, was ich von ihnen verlangt habe, sei schwer; aber nicht ich habe es von ihnen verlangt, sondern es ist ein Gebot des Herrn.
Deshalb gehe du, mein Sohn, und der Herr wird dir helfen, weil du nicht gemurrt hast.
Und ich, Nephi, sagte zu meinem Vater: Ich will hingehen und das tun, was der Herr geboten hat; denn ich weiß, daß der Herr den Menschenkindern keine Gebote gibt, es sei denn, daß er einen Weg für sie bereite, damit sie das ausführen können, was er ihnen geboten hat" (1. Nephi 3:4-7).
Eine andere Lebenslehre, die die Jugend im Elternhaus lernen kann, ist Dankbarkeit. Unsere heutige Gesellschaft schmeichelt der Jugend, verehrt sie in gewissen Fällen sogar. Und doch ist die Pflicht der Jugend gegenüber den Eltern die gleiche wie in alten Zeiten. Der Herr hat gesagt: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren . . ." (2. Mose 20:12).
Nichts verletzt das Herz eines Vaters oder einer Mutter mehr als ein undankbares Kind. Wenn in den Gedanken oder Taten eines jungen Mannes, einer jungen Frau die Undankbarkeit hervortritt, weist das darauf hin, daß die Reife noch weit in der Zukunft liegt.

Benjamin Franklin äußerte seine Gedanken über Dankbarkeit in den folgenden Worten:
„Was mich selbst betrifft, betrachte ich, wenn ich anderen diene, es nicht als eine Gunst, die ich ihnen erweise, sondern als eine Schuld, die ich zurückzahle. Auf meinen Reisen und seit meiner Niederlassung habe ich von den Menschen viel Güte und von Gott unzählbare Gnaden empfangen. Diese Güte der Menschen kann ich deshalb nur ihren Mitmenschen zurückgeben; und ich kann meine Dankbarkeit für diese Gnaden von Gott nur dadurch bezeugen, daß ich willig bin, meinen Brüdern zu helfen. Denn ich denke nicht, daß Dank und Höflichkeit, auch wenn man sie wöchentlich wiederholt, uns von den wahren Pflichten gegeneinander und noch viel weniger von denjenigen gegenüber unserem Schöpfer entbinden können" (Franklins Zeugnis, *The Treasury of the Christian Faith,* S. 292).
Noch eine der vielen Lehren, die das Elternhaus bietet, ist die Gelegenheit, den Wert ehrlicher Arbeit und die Übernahme von Pflichten zu lernen. Christus arbeitete in Josephs Tischlerwerkstatt; David hütete und betreute die Schafe seines Vaters; Abraham Lincoln spaltete Holz, und Joseph Smith arbeitete auf dem Bauernhof seines Vaters.
Die Möglichkeiten in der Familie, Aufgaben zu übernehmen, liegen nicht mehr so auf der Hand wie früher, aber es gibt immer noch Rasen zu mähen, Gärten zu pflegen, Betten zu machen, Geschirr zu spülen und Fußböden zu scheuern. Der reife junge Mann, die junge Frau werden erkennen, daß diese Pflichten eine Gelegenheit darstellen, wertvolle Dinge zu lernen; sie sind nicht nur niedrige Arbeiten.
In der Familie bieten sich der Jugend viele Möglichkeiten, etwas zu lernen, um den Anforderungen des Lebens gewachsen zu sein. In den meisten Fällen besteht ein direkter Zusammenhang: je besser diese Aufgaben gelernt werden, um so erfolgreicher wird die Zukunft sein.



Ziel, Verständnis

Die Antwort auf die Frage: „Soll es Strafe geben?" heißt laut und deutlich: „Ja, es muß Strafe geben!" Aber das Was, Warum und Wie der Strafe und Führung sind nicht so klar herausgeschält. Wenn man nicht weiß, was vom Führer und vom Geführten erwartet wird, ergeben sich enttäuschende Erfahrungen für alle Beteiligten.

Wir erinnern uns an folgende Geschichte: Peter hatte mehrere Minuten beim Ententeich gespielt, als ihn sein Vater ins Haus rief. Peter näherte sich langsam seinem Vater, auf seine schmutzigen Füße und nassen Hosenbeine hinunterblickend. Als der Vater den Schmutz und die Nässe sah, sagte er mit strenger Stimme: „Nun, Peter, wie oft muß man dir sagen, daß du von Schmutz und Wasser fernbleiben sollst? Hol mir eine Weidenrute; vielleicht wird dir das helfen, dich daran zu erinnern." Peter war mehrere Minuten fort, ehe er wieder auf seinen Vater zukam — diesmal mit den Händen auf dem Rücken. Die Stimme seines Vaters war wieder streng, als er sagte: „Nun, ich warte; gib mir die Rute." Peter zog beide Hände hervor, hatte aber keine Rute, sondern mehrere Steine in jeder Hand. Dann sagte er mit einer sanften, leisen Stimme: „Ich konnte keine Rute finden; aber hier sind einige Steine, die du auf mich werfen kannst."

Ziel

Als Erwachsene, die für die Belehrung von Kindern verantwortlich sind, machen wir uns Sorgen über ihr Benehmen und ihre Methode, gewisse Handlungsweisen zu ändern oder zu kontrollieren.

Die Führung kann zu einem Willenskampf zwischen Erwachsenem und Kind werden. Wie in allen Kämpfen muß einer gewinnen. Soll es der Erwachsene sein, auf Kosten der Neugier, der ungezwungenen Ausdrucksweise und der Selbstachtung des Kindes? Oder soll das Kind — weil es ein unbeugsames, negatives und heftiges Auftreten zur Schau stellen kann — der Gewinner sein? Machtkämpfe bedrohen jedes Verhältnis und sollen vermieden werden.

Der Zweck der Führung besteht darin, das Kind wissen zu lassen, was man von ihm erwartet, und dann Erlebnisse herbeizuführen, die ihm helfen, Selbstdisziplin oder innere Kontrolle zu entwickeln.

Verständnis

Warum tun Kinder das, was sie tun, und wann werden sie sich ändern? Es gibt einen Grund, warum Kinder das tun, was sie tun. Manchmal nehmen sich die Erwachsenen nicht die Zeit oder versuchen nicht, zu verstehen, was hinter dem Auftreten steckt. Wie oft hat man einen Vater oder eine Mutter zu ihrem Kind sagen hören: „Hör jetzt auf zu weinen, oder ich werde dir wirklich einen Grund zum Weinen geben", in der Annahme, daß das Kind von Anfang an keine Ursache zum Weinen gehabt hat.

Für ein Kind in einem gegebenen Alter ist manches Betragen, obschon für den Erwachsenen unannehmbar, normal und kann, wie die Jahreszeiten, ohne weiteres vorbeigehen. Wutausbrüche sind für das Kleinkind eine normale Reaktion auf Enttäuschung. Eine innere Kraft treibt das Kind, herauszufinden, was für Handhabungsmöglichkeiten ein Gegenstand oder ein Stoff hat.

Die meisten Eltern haben die gleiche Sorge: „Warum ist mein Kind in der Kirche nicht ruhig?" oder „Gerade wenn ich möchte, daß er sich benimmt, spielt er sich auf". Ein neuer Umstand oder einer, der dem Kind durchaus nicht paßt, ist meistens der Grund für ein Benehmen, das der Erwachsene nicht billigt.

Die Pause vor dem Abendessen ist in vielen Familien die schwierigste Zeit. Die Mutter bereitet eifrig das Essen vor, die kleineren Kinder sind müde und hungrig, und der Vater und die größeren Kinder brauchen jemand, der ihnen nach ihrem auswärts verbrachten Tag zuhört. In solchen Fällen kommt es zu einer hohen Spannung. Manchmal tun Kinder das, was sie tun, weil sie nicht wissen, was man von ihnen erwartet.

und Methode

VON JEAN LARSEN

Methode

Erziehen bedeutet, daß man das Verhalten beurteilt und darauf reagiert. Weil jeder von uns ein Einzelwesen ist, das mit einem anderen einmaligen Menschen verkehrt, sind die Methoden, die zum Erfolg führen, verschieden. Es gibt einige Anhaltspunkte, die als Grundlage dienen können, wie man auf das Verhalten reagieren soll.

Erstens: Strafe belehrt nicht und zeigt dem Kind nicht, welche Art von Verhalten sie illustrierten möchten. Sie kann das Betragen zerstören oder dem Kind eine seelische Verletzung zufügen, aber die Strafe legt nicht fest, was das Kind tun soll.

Kleinkinder sind dafür bekannt, daß sie primitive Gesellschaftsmethoden anwenden. Wenn ein anderes Kind etwas besitzt, was sie gern haben möchten, werden sie meistens beißen, puffen, zerren oder schlagen, um davon Besitz zu ergreifen. Viele Eltern nehmen dieses Verhalten wahr und sind beängstigt. Meistens wird jemand empfehlen zurückzubeißen, wenn Sie ein Kind lehren wollen, daß man nicht beißt. Wird das Kind lernen, was Sie von ihm wollen, wenn Sie es beißen?

Zweitens: Es ist nicht weise, die Neugier eines Kindes zu unterdrücken.

Begünstigen Sie seinen Drang, zu fragen und auszuprobieren. Wenn sein Verhalten auf zunehmender Neugier beruht, dann lassen Sie es zu oder leiten Sie es um, seien Sie jedoch sehr achtsam, wenn Sie diese Art Benehmen unterbinden.

Das Spiel mit Wasser ist eine der wohltuendsten Beschäftigungen, mit der sich die kleinen Kinder abgeben können. Wasserspiele jedoch und andere verwandte Empfindungsspiele müssen geleitet werden. Eine Mutter kann antworten: „Nein, du kannst nicht hier auf dem Küchenboden Wasser von einem Behälter in den anderen gießen, du kannst es draußen (oder an einem geschützten Ort drinnen) tun."

Drittens: Versuchen Sie, die Dinge vom Gesichtspunkt des Kindes anzusehen. Warten Sie nicht, bis das Kind ganz in eine unerträgliche Situation gerät, sondern sehen Sie lieber zu, wie Sie es ihm leichter machen können. Aufrichtige Anerkennung dafür, daß es gerade das ist, was es ist, kann das Verhalten eines Kindes ändern. Manche Erwachsene haben das Gefühl, daß Lob nichts für Kinder sei; ist jedoch eine Grundlage dafür da, dann sollte man damit nicht zurückhalten.

Im Kindergarten gab es einen Fünfjährigen, der, wie es schien, von guten Ideen mehr als erfüllt war. Oft sagte die Lehrerin zu diesem Kind: „Hans, du bist klug!" Eines Tages fragte eine Mutter die Lehrerin: „Warum sagen Sie diesem Kind immer, es sei klug? Glauben Sie nicht, daß es egozentrisch wird?" Die Lehrerin antwortete, sie habe erfahren, daß das Benehmen der Kinder weitgehend dadurch beeinflußt werde, wie ihnen die anderen mit Worten und Taten antworten. Nach einiger Zeit beobachtete Hans einen mürrischen Handwerker, der einen verstopften Ausguß reparierte. Als der Arbeiter das Rohr entfernte und es mit Sand gefüllt fand, schien es, als wolle er in die Luft fliegen. Hans, der den Vorgang beobachtet hatte, blickte zum bösen Gesicht des Mannes hinauf und sagte: „Sind Sie aber klug, daß Sie diesen Ausguß reparieren können". Der Zorn des Handwerkers verwandelte sich in ein freundliches Lächeln, als er erwiderte: „Nun, ich glaube schon, daß ich das ganz gut kann."

Ein vierter Anhaltspunkt wäre, dem Kind Liebe, Wärme, Güte und Selbstachtung einzuflößen. Kinder lernen das, was sie leben. Ein Kind, das etwas erhalten hat, hat etwas, was es zurückgeben kann.

Ein fünfter und letzter Anhaltspunkt behandelt die Frage, wie man dem Kind beibringt, was man von ihm erwartet. Lehren Sie das Kind lieber, was es tun soll, als was nicht. Helfen Sie dem Kind die Gründe, Folgen und die Verantwortung zu erkennen. Dies ist das Gegenteil von Drohung und Wiedervergeltung. Verschaffen Sie dem Kind Erlebnisse, wodurch es aus Verständnis und nicht aus Angst innere Kontrolle entwickeln kann.

Maria hatte am Basteltisch geschnitten und geklebt. Als sie mit ihrem Bild fast fertig war, bemerkte sie, wie leicht sie mit ihrer Schere kleine Papierecken und -stücke abschneiden konnte. Maria schnitt und beobachtete, wie die Stückchen auf den Boden flatterten.

Bald sah es aus wie Schnee, und bald sah der Boden aus, als hätte ein Sturm gewütet. Die Lehrerin kam auf Maria zu und sagte: „Wenn Herr Müller, unser Schulwart, heute abend zum Putzen hereinkommt, wird er sich fragen, was in diesem Zimmer geschehen ist." Maria dachte einen Augenblick nach und antwortete dann: „Ich muß diese Unordnung aufräumen. Würden Sie bitte die Kehrichtschaufel halten, während ich wische?"

Machen Sie das Lehren zu Ihrem Unterrichtsfach und ergreifen Sie die Initiative, wünschenswertes Benehmen zu diskutieren, zu erklären, darzustellen und vorzuzeigen. Wenn Ihre Erziehungsmethode konsequent bleibt und Sie es hinnehmen, daß nicht jede Erfahrung erfolgreich sein kann — man braucht viel Zeit, zu lernen —, werden Sie schließlich das Ziel erlangen, nämlich beim Kind Selbstachtung und innere Kontrolle durchzusetzen. ○

Das Wunder der Liebe

VON WILLIS S. PETERSON

Alle großen Leitprinzipien und Gesetze wurden aus Liebe für das Wohlergehen und Glück des Menschen erlassen. Das Größte in der Liebe ist in der folgenden Schriftstelle enthalten: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben" (Joh. 3:16).

Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes. Als Jesus diesen Ausspruch tat, erarbeiteten sich die Menschen ihren Weg zum Himmel durch das Befolgen der Zehn Gebote sowie der unzähligen weiteren Gebote, die sie aus den Zehn Geboten abgeleitet hatten. Aber Jesus sagte: „Ich werde euch einen einfacheren Weg zeigen. Wenn ihr zwei Dinge tun werdet — Gott und einander lieben —, werdet ihr das ganze Gesetz erfüllen." (Siehe Matthäus 22:37-40; auch Römer 13:8; Galater 5:14; 6:2.)

Durch Liebe, Liebe für einander, können wir buchstäblich Wunder vollbringen. Es ist die Liebe des himmlischen Vaters zu uns und unsere Liebe zu Ihm, die uns anspornen, das Gute zu tun.

Wegen der Liebe unseres Vaters zu all seinen Geistkindern wurde der große Rat im Himmel abgehalten. Bei dieser Gelegenheit brachten die Geistkinder ihre Wunsche dar; in Liebe äußerten sie ihre Entscheidung. Die Erde wurde aus Liebe zu uns erschaffen; und in der Vereinigung der Liebe schufen Adam und Eva die erste irdische Familie.

Als Erdenkinder haben wir unseren Vater und unsere Mutter im Himmel, unseren Vater und unsere Mutter sowie Großväter und Großmütter auf der Erde, die wir lieben und die auch uns lieben.

In unseren Beziehungen zu ihnen erleben und erkennen wir oft das Wunder der Liebe, wenn wir ein normales und gesundes Leben führen.

Wenn sich ein Mann und eine Frau lieben, heiraten sie und gründen eine Familie. Das Wunder der Geburt ereignet sich, wenn eine Mutter einem anderen in Liebe einen Teil ihrer selbst gibt. So kommt das Baby in die Familie, um geliebt und geschätzt zu werden.

Vater und Mutter planen, opfern und geben alles, was sie haben, um sein Leben freudig, bedeutungsvoll und fruchtbar zu machen. Ihre Liebe für das Kind ist so groß, daß sie unglücklich sind, wenn es traurig ist; wenn es verwundet ist, leiden sie; wenn es froh ist, sind sie erfreut; wenn es gut ist, sind sie stolz.

So sehr dies für Kinder und irdische Eltern zutrifft, so sehr gilt dies auch in unseren Beziehungen zu unseren himmlischen Eltern.

Die Liebe zwischen Eltern und Kindern wird mit den Jahren inniger. Wenn die Tochter eine junge Dame wird, verliebt sie sich in einen guten jungen Mann, und sie bereiten sich auf die Ehe vor. Am Morgen der Trauung kniet die ganze Familie — Vater, Mutter und Kinder — im Gebet. Das Gebet ist der Ausdruck der Dankbarkeit gegenüber dem himmlischen Vater, ihrer Liebe zu Ihm und ihrer Liebe zu einander. Worte können das „Etwas", das sie spüren, nicht wiedergeben; aber ihr Gefühl spricht zu ihnen und läßt sie die große Liebe, die sie teilen, erkennen.

Die Zeit vergeht, und die neue Familie wird mit einem kleinen Jungen gesegnet. Dieser kleine Knabe wird nicht nur von seinen Eltern, sondern auch von seinen Großeltern geliebt.

Eine ganz neue Liebesanschauung entsteht. Der kleine

Junge, so lieblich, so rein, so zärtlich — er ist einfach göttlich. Die Liebe unseres himmlischen Vaters hat ihn hierher gesandt. Seine irdischen Eltern lieben ihn von ganzem Herzen, und seine Großeltern machen eine neue Erfahrung. Sie finden ihre Liebe zu ihm unbeschreiblich groß. Sie fragen sich: „Haben wir unsere Kinder auch so sehr geliebt?" Ja, sie haben ihre eigenen Kinder ebensosehr geliebt. Sie wissen es, weil eine kleine Enkelin und noch ein Enkel gekommen sind, um diese Erfahrung zu wiederholen und ihre Gültigkeit zu bestätigen. Sie lernen nun, daß ihre Liebe zu anderen sich erweitern und sich ausdehnen kann, ohne schwächer zu werden oder sich zu vermindern.

So ist auch die Liebe unseres himmlischen Vaters. Deshalb kann Er ein jedes von uns — Seinen Kindern — mit persönlichem Interesse, Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit so sehr lieben. Ein Gleichnis dieser göttlichen Liebe finden wir im Wunder der Speisung der Fünftausend. Jesus nahm fünf Brote und zwei Fische, segnete sie, und gab sie dem Volk. „Und sie aßen alle und wurden satt und hoben auf, was übrigblieb von Brocken, zwölf Körbe voll." (Siehe Matthäus 14:15-21.)

So ist es mit der Liebe. Je mehr Liebe wir geben, desto mehr haben wir zu geben. Wir haben dann die größere Fähigkeit, eine dauerhafte, lohnende Beziehung zu unseren Lieben und all unseren Mitmenschen zu schaffen.

Gleichwie Jesus das Wunder der Brote und Fische vollbrachte, so kann jeder Mensch das Wunder der Liebe vollbringen. ○

Schriftstellen zum gemeinsamen Aufsagen am 1. März 1970

In Kursus 9 und Kursus 13 sollen die Schüler die für sie vorgesehene Schriftstelle im Februar auswendig lernen; während des Gottesdienstes der Sonntagsschule am 1. März 1970 soll dann jeder Kurs seine Schriftstelle gemeinsam aufsagen.

Kursus 9:

(Nach der Auferstehung Christi öffneten sich viele Gräber, und viele, die würdig waren, vereinigten wieder ihren Geist und Leib und erschienen als Zeugen der Auferstehung.)

„Die Gräber taten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen." — Matthäus 27:52, 53.

Kursus 13:

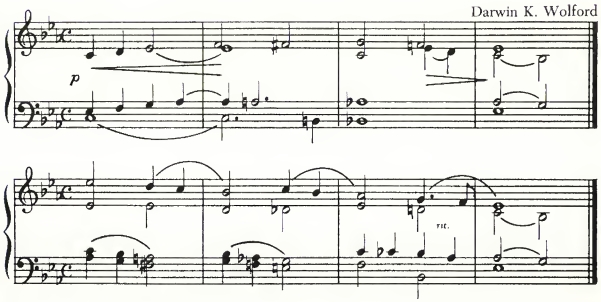
(Reine, selbstlose Liebe — der ewigen Liebe gleich, die Christus für uns hegt — ist die größte Tugend, die wir pflegen können.)

„Aber Nächstenliebe ist die reine Liebe Christi und währet ewiglich, und wer sie am Jüngsten Tage besitzt, dem soll es wohl ergehen." — Moroni 7:47.

Abendmahlsspruch für Februar

Sonntagsschule:
„Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit." (Matth. 6:33)

Juniorsonntagsschule:
„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." (Matth. 22:39)



Die größte Gelegenheit
und Herausforderung für
den Lehrer ist es,

Bildungsfeuer anzuzünden und zu unterhalten

Ein Sonntagsschullehrer, der ein Klassenzimmer betritt, ohne vorher den Grund seines Daseins als Lehrer zu bestimmen, ist zu Wirkungslosigkeit oder Versagen verurteilt. Es ist dringend notwendig, daß jeder weiß, warum er als Lehrer berufen worden ist, was man von ihm erwartet und wie er es tun soll.

Wenn ein Sonntagsschullehrer irgendwie zur Auffassung gelangt ist, er sei dazu da, Geschichten zu erzählen und Kinder ruhig zu halten, so muß er seine Meinung über den Zweck der Sonntagsschule, wie er im Handbuch der Sonntagsschule erwähnt wird, gründlich ändern; denn es heißt dort:

„Es obliegt in erster Linie dem Elternhaus, das Evangelium zu lehren. Bei dieser Aufgabe ist die Sonntagsschule behilflich.

Das Ziel der Sonntagsschule besteht darin, alle Mitglieder und Untersucher der Kirche, welche die Sonntagsschule besuchen, im Evangelium Jesu Christi zu belehren. Die Lehrtätigkeit in der Sonntagsschule soll zur Entfaltung eines lebendigen Glaubens an den Vater, an Seinen Sohn Jesus Christus und an den Heiligen Geist führen. Außerdem soll man ein Zeugnis davon gewinnen, daß das Priestertum und die Grundsätze des Evangeliums Jesu Christi durch den Propheten Joseph Smith wiederhergestellt worden sind und von lebenden Propheten aufrechterhalten werden" (Handbuch der Sonntagsschule, S. 3).

Bittet, suchet, klopfet an!

Wenn der Unterricht zu Glauben an die Gottheit und einem persönlichen Zeugnis von der Wahrheit des Evangeliums führen soll, braucht es ein wenig mehr, als nur die Kinder durch Erzählen von Geschichten ruhigzuhalten.

Wie entwickelt der Mensch Glauben und ein persönliches Zeugnis? Die sicherste Methode ist: durch eigenes Bemühen — persönliches Streben — Fasten, Gebet, Nachdenken und praktische Anwendung der gelehrten Evangeliumsgrundsätze.

Die Hauptziele des Lehrers sind: 1. den Schüler so zu beeinflussen, daß er sich selbst bemüht zu suchen, und 2. dem Schüler zu helfen, daß er eigene Evangeliumsfragen hervorbringt und die Antwort darauf finden lernt.

Der Erlöser fordert uns auf, selbst zu suchen:

Bittet, so wird euch gegeben;
Suchet, so werdet ihr finden;
Klopfet an, so wird euch aufgetan.
(Matthäus 7:7.)

Jedes dieser Wörter, „bittet", „suchet", „klopfet an", bedeutet persönliches, reges Mitmachen und eine immer größere Anstrengung.

Die Evangeliumsgrundsätze zu lernen erfordert mehr als nur passive Aufmerksamkeit den Evangeliumslektionen gegenüber. Man muß aktiv und mit Begeisterung an einer Lektion teilnehmen; erst dann wird man sich im Suchen sehr anstrengen.

Der Lehrer muß für jeden Unterricht ganz bestimmte Ziele haben, die den Aufwand an persönlicher Bemühung fördern und dem Schüler helfen, eigene Fragen hervorzubringen und die Antwort darauf zu finden. Es ist deshalb nicht immer ratsam, einem Kind die Antwort auf seine Fragen zu geben, da dies oft nur ein guter Vorwand ist, das Suchen einzustellen. Wenn ein Kind eine

VON LYNN STODDARD

sofortige Antwort von außen erhält, wird es so zufrieden sein, daß es nicht mehr nach persönlicher Bedeutung und Tätigkeit sucht.

Wenn sich der Lehrer zum Beispiel vorgenommen hat, ein Interesse am Lesen der heiligen Schriften zu erwecken, muß er den jungen Leuten helfen zu erkennen, daß diese Schriften — in Verbindung mit Fasten und Beten — treffende Antworten auf ihre laufenden Fragen und Probleme enthalten.

Eine gute Art und Weise, das Suchen lebendig zu erhalten, besteht darin, den Kindern in der Klasse die Fragen zurückzugeben, damit sie sich anstrengen, selbst die Antworten zu finden.

Zwei Hauptlehrziele

Es ist wichtig, daß der Lehrer jeden Unterricht im Rahmen der früher erwähnten Hauptziele vorbereitet:

1. Den Schüler veranlassen, daß er sich bemüht, selbst zu suchen
2. Dem Schüler helfen, eigene Evangeliumsfragen hervorzubringen und die Antwort darauf zu finden.

Günde für das Unterrichten kann man auch wie folgt umschreiben:

1. Den Wunsch des Schülers nach Wissen wecken
2. Ihm helfen, durch persönliches Suchen Informationen zu sammeln.

Mit anderen Worten, es ist wichtig, daß wir dem Schüler lernen helfen, wie man lernt — Antworten auf seine Evangeliumsfragen zu finden und diese Kenntnis in seinem geistigen und seelischen „Computer" zu verarbeiten, damit es zu einer persönlichen Anwendung kommt.

Zu diesem Zweck müssen wir die Vorstellung aufgeben, daß die Hauptaufgabe des Lehrers darin besteht, Belehrung zu erteilen. Die größte Aufgabe des Lehrers ist es, Bildungsfeuer anzuzünden und zu unterhalten. Dann wird der Schüler sein ganzes Leben ein selbststartender, selbstbestimmender, selbstgetriebener Wahrheitssucher werden. Wenn der Lehrer weiß, daß seine Hauptaufgabe darin besteht, jedem Kind in seinem Ringen um Bedeutung beizustehen, wird er viele Unterrichtstätigkeiten vorbereiten, die die Suche nach dem Sinn anregen und in Gang halten und den Schüler zu einem fruchtbaren Lebensweg führen.

Wenn der Lehrer sich selbst als „lehrenden Berater" betrachten lernt, wird er in der Lage sein, bestimmte Unterrichtsziele so zu lehren, daß es den Söhnen und Töchtern Gottes helfen wird, ihre einmaligen Gaben, ihre Talente, ihren Glauben und ihr Zeugnis zu entwickeln. Ein Teil des ewigen Planes besteht darin, daß jedes Kind unseres Vaters dafür verantwortlich ist, sich zu verbessern (aus eigener freier Entscheidung). Wenn der Lehrer dies weiß, wird er jeden Unterricht so vorbereiten, daß er dem Kind eine Anzahl Erfahrungen (Möglichkeiten) bietet, die es als Brennstoff für sein Bildungsfeuer benützen kann.

Diejenigen, die „nach Gerechtigkeit hungern und dürsten" (Matth. 5:6), werden das Sonntagsschulziel viel eher erreichen als die, deren Bildungsfeuer nur flimmert. Die größte Herausforderung und Gelegenheit für den Lehrer ist es, das Bildungsfeuer anzuzünden. ○

Ich hatte auf meinem Posten geschlafen

VON ALBERT L. ZOBELL JUN.

Orson F. Whitney (1855-1931), einer der führenden Dichter-Historiker der Heiligen der Letzten Tage, wurde am 9. April 1906 Apostel, zusammen mit George F. Richards und David O. McKay.

Ält. Whitney, ein immer beliebter und vielverlangter Sprecher, sprach auf der GFV-Juni-Konferenz 1925 davon, wie er als 21jähriger junger Mann eine Mission in Pennsylvania erfüllte und einigen Erfolg erzielte, als er seine Gedanken in Zeitungsartikeln und Gedichten zum Ausdruck brachte.

Sein Mitarbeiter, A. M. Musser, ein Veteran im Werk und 25 Jahre älter als Orson Whitney, schalt: „Sie sollten die Kirchenbücher studieren; Sie sind ausgesandt worden, das Evangelium zu predigen, und nicht, um für Zeitungen zu schreiben."

Der junge Whitney wußte, daß sein Missionarsbruder recht hatte, aber er fuhr damit fort, fasziniert von der Entdeckung, daß er schreiben konnte. Er sagte in der GFV-Session vom Sonntagabend, 7. Juni 1925, wörtlich:

„Eines nachts träumte ich — wenn man es Traum nennen kann —, daß ich im Garten Gethsemane war, ein Zeuge der Qual des Erlösers. Ich sah Ihn so deutlich, wie ich diese Gemeinde sehe. Ich stand hinter einem Baum im Vordergrund, von wo ich sehen konnte, ohne jedoch gesehen zu werden. Jesus kam mit Petrus, Jakobus und Johannes durch ein kleines Tor zu meiner Rechten. Er ließ die drei Apostel dort, nachdem Er sie geheißen hatte, niederzuknien und zu beten, und ging hinüber zur anderen Seite, wo auch Er niederkniete und betete. Es war das gleiche Gebet, das wir alle kennen: ‚Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!' (Matth. 26:36-44; Markus 14:32-41; Lukas 22:42).

Während Er betete, strömten Ihm die Tränen über das Gesicht, das gegen mich gewendet war. Ich war bei diesem Anblick so gerührt, daß ich ebenfalls weinte, aus reinem Mitgefühl für Ihn wegen Seiner großen Trübsal. Mein ganzes Herz gehörte Ihm, ich liebte Ihn mit meiner ganzen Seele, und ich sehnte mich mehr danach, mit Ihm zu sein, als nach irgendetwas anderem.

Kurz darauf erhob Er sich und ging zu der Stelle, wo die Apostel knieten — fest eingeschlafen! Er schüttelte sie sanft, weckte sie und fragte sie — in einem gütigen Vorwurfston, ohne jegliche Andeutung von Zorn oder Schelten —, ob sie nicht eine Stunde mit Ihm wachen könnten. Da war Er, die Last der Sünden der Welt auf Seinen Schultern — und sie konnten nicht einmal eine armselige Stunde mit Ihm wachen!

Er kehrte auf Seinen Platz zurück, betete wieder, ging dann hinüber und fand sie abermals schlafend. Wiederum weckte Er sie, ermahnte sie und ging zurück und betete wie zuvor. Dreimal geschah dies, bis ich mit Seinem Aussehen vollkommen vertraut war — Gesicht, Gestalt und Bewegungen. Seine Gestalt war würdevoll und Sein Gesichtsausdruck erhaben — Er glich gar nicht dem schwachen, weichlichen Wesen, welches einige Maler dargestellt haben — Er war ein wahrer Gott unter den Menschen, und doch so demütig und bescheiden wie ein kleines Kind.

Plötzlich wechselten die Umstände, die Szene blieb jedoch dieselbe. Anstatt vor der Kreuzigung, war es nachher, und der Erlöser stand jetzt, zusammen mit den drei Aposteln, zu meiner Linken. Sie waren im Begriffe, wegzugehen und in den Himmel aufzufahren. Ich hielt es nicht länger aus. Ich sprang hinter dem Baum hervor, fiel dem Erlöser zu Füßen, umfaßte Seine Knie und bat Ihn, mich mitzunehmen.

Ich werde die gütige und sanfte Art und Weise, wie Er sich bückte, mich aufrichtete und mich umarmte, nie vergessen. Alles war so lebendig, so echt, daß ich die Wärme Seiner Brust, an der ich lehnte, fühlen konnte. Dann sagte Er: ‚Nein, mein Sohn; diese haben ihre Arbeit erledigt, sie können mit mir gehen, aber du mußt bleiben und dein Werk vollbringen.' Immer noch klammerte ich mich an Ihn. In Sein Gesicht hinauf blickte ich — weil Er größer war als ich — und flehte Ihn voll Aufrichtigkeit an: ‚Dann versprich mir, daß ich schließlich zu dir kommen werde.' Er lächelte sanft und zärtlich und antwortete: ‚Das hängt ganz von dir selbst ab.' Ich erwachte mit einem Schluchzen im Halse; es war Morgen."

„Das ist von Gott", sagte Ält. Musser, als er die Geschichte gehört hatte.

„Das braucht man mir nicht erst zu sagen", entgegnete Whitney, und dann sagte er zu der großen GFV-Versammlung: Fortsetzung Seite 38

Die köstliche Perle in neuem Blickwinkel

1. Teil: Herausforderung und Widerlegung

VON DR. HUGH NIBLEY

(Die letzte Folge dieser Artikelserie erschien im STERN, August 1968)

Die dritte falsche Behauptung ist Bischof Spaldings Aussage: „Der Originaltext mit der Übersetzung des Propheten stehen (sic!) für unsere Untersuchung zur Verfügung[141]." Diese Aussage ist, wie Professor Pack bemerkte, „äußerst irreführend". Erstens haben wir nicht den Originaltext, sondern höchstens drei kleine Fragmente davon . . . Zweitens kann man diese drei Fragmente nicht als einen Teil des Textes des Buches Abraham ansehen[142]." Aber auch Dr. Pack hat das Wichtigste übersehen, nämlich daß die „drei kleinen Fragmente" durchaus nicht der Originaltext sind. Dies ist aber ein Punkt von höchster Wichtigkeit. Wenn die Experten beurteilen wollen, ob Joseph Smith ein Dokument verstanden hat oder nicht, so müssen sie doch wenigstens das vor Augen haben, was er interpretiert oder übersetzt. Wie wir noch sehen werden, haben die Experten die Anschuldigung erhoben, Joseph Smith und die Mormonen hätten wesentliche Änderungen an den von ihnen reproduzierten Faksimiles vorgenommen, ja, sie hätten einige Figuren gänzlich aus der Luft gegriffen. Ohne das Original können wir aber diese schwerwiegenden Anklagen nicht behandeln. Professor E. J. Banks erklärte in einer Vorlesung an der Universität von Utah apodiktisch: „Die Mormonen haben einen fatalen Fehler gemacht", als sie von Papyrusblättern sprachen; denn „die Inschrift befindet sich nicht auf Papyrus, sondern auf kleinen Stücken Ton . . ." Diese Neuigkeit ging auf den Blättern des bedeutenden *Literary Digest*[143] in die Welt hinaus. Auch hier wieder können wir diesen wilden Beschuldigungen nur dann entgegentreten, wenn wir das Original haben. 1842 erschien im *New York Herald* ein Artikel, wonach die Papyri überhaupt nicht aus Ägypten stammten, sondern, „wie wir annehmen, von Joseph Smiths Großvater entdeckt worden sind[144]". Nur das Original kann der Welt beweisen, daß es sich um keine Fälschung handelt.

Bei der Besprechung der einzelnen Faksimiles werden wir bemerken können, was für drastische Abänderungen im Lauf der Jahre von den verschiedenen Kopisten daran vorgenommen worden sind. Wir wollen hier nur anhand eines Beispieles zeigen, was für schimpfliche Behandlung sich diese vielreproduzierten Dokumente haben gefallen lassen müssen. Das Beispiel stammt aus jüngster Zeit. Die 1965er Ausgabe von George Reynolds' und J. M. Sjodahls wertvollem „Commentary on the Pearl of Great Price" (Kommentar zur Köstlichen Perle) ist mit einem Schutzumschlag ausgestattet, der in starker Vergrößerung das Bild einer löwenköpfigen Gottheit zeigt, die in einem Boot auf einem Thron sitzt: offenbar also Figur 3 aus dem Faksimile 2. Aber in früheren Abbildungen zeigt dieselbe Figur — ebenso wie andere, ähnliche tierköpfige — nicht ein Löwenhaupt, das ja keinen Sinn ergibt, sondern den Kopf eines Ibisses, der sehr wohl einen Sinn hat. Weiter: statt des Krokodils, das im unteren Teil des Faksimiles 1 halb versteckt zu sehen ist, war in der offiziellen englischen Ausgabe von 1842 eine Katze dargestellt! In früheren Reproduktionen wird Figur 2 in Faksimile 2 mit einem langen Stab gezeigt, woran sich die wohlbekannte symbolische Schakalfigur befindet; die späteren Ausgaben der Köstlichen Perle (auch die heutige) zeigen den langen Stab nicht mehr, und viele Heilige der Letzten Tage wollen deshalb in dem Schakal, allerdings auf den Kopf gestellt, einen Vogel erkennen. Es scheint, als hätten die Mormonen diese Zeichnungen, die sie ja sowieso nur für Symbole ansahen, ganz nach Belieben kopiert.

Wenn dann aber Bischof Spalding die weitaus schlechtesten Kopien an seine acht urteilenden Experten sandte und verkündete, nun seien sie in der Lage, „den Originaltext" zu kritisieren, so verstieß er damit gegen alle Regeln. Noch im Jahre 1963 hielt ein bedeutender Ägyptologe die Figur 7 in Faksimile 2 (das Udschat-Auge) sogar für einen Fächer — ein ungeheuerlicher Schnitzer, der sich nur aus dem schlechten Kopieren erklären läßt. Solange die Gelehrten keinen Zutritt zu den Originaldokumenten haben, kann man die auf alten Kopien beruhenden Schlußfolgerungen bestenfalls als provisorisch ansehen.

4. Eine weitere irrige Voraussetzung — durch die aber fast jedermann hereingelegt worden ist — ist die folgende (und wir geben sie in den Worten der New York Times wieder): „Der heilige Text der Mormonen stand für eine genaue und vollständige Analyse zur Verfügung", ja, er

sei einer „gründlichen Nachprüfung durch die bedeutendsten Orientalisten der Welt unterzogen worden[145]". Wie gründlich diese bedeutendsten Orientalisten geprüft haben, wird aus der erstaunlichen Kürze ihrer Abhandlungen erhellt, worin sie aber dennoch Zeit gefunden haben, so schöne Redensarten einzuflechten wie: „Es ist schwierig, sich ernsthaft mit Joseph Smiths unverschämtem Betrug zu befassen" (Sayce); „ . . . Bemerkungen zu seinen Faksimiles können von keinem Gelehrten ernst genommen werden" (Mercer); „Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das ‚Buch Abraham' ausschließlich eine Fälschung ist . . ." (Mace); „Seine Interpretationen sind natürlich völliger Blödsinn!" (Woodward, 1903); „ . . . die vorgeblichen Erklärungen sind zu absurd, um sich damit abzugeben . . ." (Petrie); „ . . . ziemlich komisch . . . erheiternde Unwissenheit . . ." (Peters).

Wenn diese Herren die Sache nicht ernst nehmen konnten, dann hätten sie den Auftrag an andere abgeben sollen, die dazu bereit waren, und sei es auch nur aus prinzipiellen Erwägungen. Als die Mormonen sich gegen die kaltschnäuzige und verächtliche Behandlung dieses höchst wichtigen Themas verwahrten, gab Dr. Mercer in einem Antwortschreiben zu, es habe sich „Verärgerung gezeigt" und „eine offensichtlich feindselige Einstellung" und „einige Gelehrte waren über den, wie sie aufrichtig annehmen mußten, Schwindel mit Abscheu erfüllt[146]". Er gab ferner zu, daß die „Antwort der einzelnen Gelehrten sehr kurz" gewesen sei, weil „auch nur wenig Zeit auf die Prüfung des Gesamtwerkes des Propheten verwendet" worden sei. Er hatte aber gleich eine Erklärung für die überstürzte Eile und die oberflächliche Behandlung zur Hand: erstens „bedurfte es nur eines kurzen Blickes, um herauszufinden, daß die Interpretation und die Übersetzung in allen Einzelheiten absolut falsch sind"; zweitens hatten „die Gelehrten . . . das Gefühl, der Gegenstand sei es in linguistischer Sicht nicht wert, daß sie ihre kostbare Zeit daran verwendeten; deshalb also ihre kurzgefaßten Antworten[147]". Die Mormonen könnten aber sicher sein, daß ihre Sache nicht zu kurz gekommen sei; denn das abschließende Gutachten, von Mercer selbst abgefaßt, sei „so aufrichtig und so wissenschaftlich wie möglich[148]".

Wie seltsam ist es dann doch, daß Bischof Spalding, der in den abschließenden Segen Dr. Mercers einstimmt, sich damit verteidigt, daß er erklärt, seine „Abhandlung erhebt nicht Anspruch darauf, eine wissenschaftliche Untersuchung zu sein[149]". Der Wissenschaftler Widtsoe war darob mit Recht erstaunt; denn dies war doch eine seltsame Wendung nach all dem Gerede von „gründlicher Nachprüfung" und „genauer und vollständiger Analyse". „Ich bin deshalb sehr erstaunt, wenn ich in Ihrem Schreiben lesen muß, daß Sie sich heftig dagegen verwahren, als Wissenschaftler klassifiziert zu werden, und daß Sie sagen, Sie hätten gar nie die Absicht gehabt, eine solche Untersuchung wissenschaftlich zu führen." Dies setzt nämlich das Forum der wissenschaftlichen Kritiker der Beschuldigung aus, sie seien „von einer unbekümmerten Oberflächlichkeit. Sie haben mit Ihrer Arbeit eben erst angefangen. Entweder geben Sie also zu, daß Sie geschlagen

Eine notwendige Erklärung

Die erste Fassung dieser Artikelserie wurde schon einige Jahre davor geschrieben, ehe die Kirche in den Besitz der jüngst aufgefundenen Papyri kam; alles war für die Veröffentlichung in der *Improvement Era* vorbereitet, als die große Neuigkeit hereinbrach. Diese frühere Veröffentlichung hat nie bezweckt, das neue Beweismaterial zu untersuchen, obgleich sie die Grundlage dafür liefert. Es war nicht möglich, die neuen Probleme sofort in Angriff zu nehmen; die vorbereitenden Arbeiten waren aber bereits so weit gediehen, daß man beschloß, das Material über die geschichtlichen Vorgänge zu veröffentlichen und gleichzeitig an dem neuen Material zu arbeiten.

Viele Leute haben voll Ungeduld gefragt, warum die Kirche die Papyri nicht in die Hände der Gelehrten gelegt habe. Die Antwort ist einfach: deshalb nämlich, weil die Schriften schon viele Jahre lang in den Händen anerkannter Gelehrter gewesen sind, obwohl die Heiligen der Letzten Tage nicht einmal gewußt haben, daß es die Papyri gibt — bis vor drei Jahren.

Es hat niemals eine Zeit gegeben, wo die Manuskripte den Ägyptologen nicht genauso zur Verfügung gestanden hätten wie heute den Mitgliedern der Kirche. Seit die Kirche sie in die Hand bekam, sind sie jedermann zugänglich gemacht worden. Nicht die Mormonen haben die Dokumente von den Gelehrten ferngehalten, sondern umgekehrt. Ohne Professor Aziz S. Atiya wüßten wir heute noch nichts von der Existenz der Papyri: er ist also wirklich ihr Wiederentdecker.

Mit dem plötzlichen Auftauchen der lange verloren geglaubten Papyri und dem Schwall von Interesse an der Köstlichen Perle von seiten der Allgemeinheit war es vor allem notwendig, einige Vorkehrungen gegen grundlegende Mißverständnisse zu treffen. Zuerst einmal war eine vorläufige Bekanntmachung angebracht — gerade so viel, daß dadurch klargestellt wurde, wir seien uns dessen durchaus bewußt, daß einige Fragmente fraglos aus dem „Buch der Toten" stammen und daß sich Joseph Smith in ausgedehnte Theorien über einige Schriften eingelassen habe, die — nach dem Stand unseres heutigen Wissens — niemand als heilige Schrift anerkennen muß. Zugleich ließen wir es darauf ankommen, sowohl die Verteidiger als auch die Kritiker des Buches Abraham zu verärgern; denn es war uns vorerst darum zu tun, voreilige Spekulationen und überstürzte Schlußfolgerungen gar nicht erst entstehen zu lassen.

Die Kritiker der Köstlichen Perle haben, ebenso wie diejenigen des Buches Mormon, schon immer eine Schwäche für eine unverzügliche Lösung der Probleme gehabt. Sobald jemand beginnt, eine endlose Gleichung an die Tafel zu schreiben oder die einzelnen Schritte zur Lösung eines vorliegenden Problems aufzuzeigen, schreien diese Forscher auf: „Was soll denn dies alles, Sie wollen ja bloß Zeit gewinnen. Geben Sie uns sofort die Antwort!" Sie möchten, daß der Lehrer sagen soll: „Meine Damen und

Herren, ich bin Mathematiker, und die Lösung heißt null, weil ich es sage. Der Unterricht ist beendet." Von allem Anfang an ist dies die liebenswürdige Methode aller Kritiker der Köstlichen Perle gewesen. Es genügt uns aber nicht, die Leute unsere Antwort wissen zu lassen, sondern wir möchten sie auch dazu bringen, daß sie erkennen, warum wir unsere Antwort für richtig halten und wie wir zu unserer Lösung gelangt sind. Man hat uns vorgehalten, wir hätten in dem Disput vom Jahre 1912 den Ägyptologen die Äußerungen von Mormonen entgegengesetzt, die keine Ägyptologen waren. Wir haben diese Äußerungen angeführt, weil sie den Nagel auf den Kopf getroffen haben, und die Ägyptologen haben darauf keine Antwort gegeben. Man muß ja auch kein Meteorologe sein, um zu melden, daß der Himmel wolkenlos sei oder daß es schneie.

Als Beispiel dafür, wie kompliziert die Auseinandersetzung werden kann, zitieren wir die privat verteilte, aber weitverbreitete Zeitung „The Salt Lake City Messenger" vom März 1968, wo in der Überschrift in Balkenlettern verkündet wird: „Das Buch Abraham entlarvt." Na endlich!

Der Herausgeber des genannten Blattes war so freundlich, dem Leser eine Probe seiner angewandten Ägyptologie vorzusetzen, und zwar in Form einer Übertragung und Übersetzung, die ein Mr. Hewards von einem Teil der betreffenden Papyri angefertigt hatte. Die Abbildung einer Schwalbe auf dem Fragment ermöglicht es selbst dem krassesten Amateur, wie dieser Verfasser einer ist, sogleich die entsprechende Stelle in dem Kapitel 86 des „Buches der Toten", übersetzt von Budge, wiederzuerkennen. Wer sich aber die Mühe nimmt, Budges Übersetzung von „Ani" und Mr. Hewards vorgebliche Übersetzung des HLT-Fragments sowie das HLT-Fragment selbst zu vergleichen, wird bald entdecken, daß Mr. Heward das Fragment gar nicht übersetzt hat, sondern einfach die Budge-Übersetzung paraphrasiert. Der Papyrus von Ani und das HLT-Fragment zeigen viel Ähnlichkeit, sind aber weit davon entfernt, identisch zu sein, und jedesmal, wenn es eine Verschiedenheit gibt, übersetzte Mr. H. einfach den Text Budges in dessen Worten, nicht aber das HLT-Manuskript, das er angeblich als Ausgangstext benutzt. Aus Raumgründen ist es nicht möglich, hier die vielen Stellen anzuführen, wo dieser Umstand ganz deutlich zutage tritt.

Das Ganze ist ein weiteres Beispiel für eine Tatsache, die in der Kritik an der Köstlichen Perle nur allzu klar in Erscheinung tritt, nämlich, daß es sehr einfach ist, die Öffentlichkeit in den Dingen hinters Licht zu führen, von denen sie so gut wie keine Ahnung hat. Niemand könnte eifriger bemüht sein, aus dem Sündenpfuhl der Kritik herauszukommen und endlich die wunderbaren Entdeckungen mit ihrer seltsamen und neuen Auswirkung auf das Buch Abraham zu besprechen, als der Verfasser dieses Artikels. Bevor wir dies aber tun können, müssen wir noch einige Präliminarfragen klären, die von anderen Leuten aufgeworfen worden sind. H. N.

sind, oder Sie führen Ihre Sache bis zum Ende[150]." Abermals gestand der impulsive Dr. Mercer ein, es sei noch viel zu tun, aber der Herausforderung trat er nur mit einer plumpen Ausflucht entgegen: „Viele Beweise für die Richtigkeit der Schlußfolgerungen können, falls es gewünscht wird, beigebracht werden[151]." Als aber die Mormonen den Wunsch sehr laut und deutlich vorbrachten, wurde keiner der vielen Beweise geliefert.

Spalding und seine Mitarbeiter können nicht beides haben: Sie können nicht behaupten, es sei eine leidenschaftslose, gründliche wissenschaftliche Untersuchung erfolgt, und zur gleichen Zeit zugeben, es sei dabei mit Verärgerung, überstürzter Eile und Gleichgültigkeit vorgegangen worden. Uns interessiert es überhaupt nicht, aus welchen Gründen, wie stichhaltig auch immer, man sich weigert, den Faksimiles eine „genaue und vollständige Analyse" zuteil werden zu lassen; uns genügt die Tatsache, daß man sich geweigert hat. Selbst zugestanden, daß die Gelehrten die besten Gründe auf der Welt gehabt haben mögen, die Dokumente nicht einer gründlichen Nachprüfung zu unterziehen und damit angeblich ihre Zeit zu vergeuden — schon durch die Erörterung dieser Gründe hat Mercer die Behauptung Bischof Spaldings sehr wirksam widerlegt, daß nämlich eine gründliche Nachprüfung tatsächlich stattgefunden habe. Uns interessiert es auch nicht, warum die Kapazitäten die Hieroglyphen nicht haben lesen können. Die Ausreden sind zweifellos berechtigt, aber sie kommen dem Eingeständnis gleich, daß die Aufgabe über ihre Fähigkeit hinausgeht — sie sind bei der Prüfung durchgefallen. Schön, wir können sie ohne Vorurteil heimgehen lassen; man kann sie ja nicht dafür verantwortlich machen, daß man ihnen einen Text zu lesen gegeben hat, der einfach über ihre Fähigkeiten hinausgeht, aus was für einem Grund auch immer. Wir können aber nicht zulassen, daß sie beim Hinausgehen stolz ihren Triumph rühmen und sich hämisch an der, wie sie meinen, offenbar gewordenen Unfähigkeit der anderen weiden. Nach der langen Entgegnung Mercers weigerten sich die Experten, die Angelegenheit überhaupt noch weiter zu erörtern; sogar Professor Breasted, der nach den Worten Mercers „an der Sache sehr interessiert" zu sein schien, ist „der Meinung, daß hier nichts mehr hinzuzufügen ist" und daß „es so gut wie zwecklos" sei, „überhaupt zu antworten[152]". „So gut wie" ist bei einer so schwerwiegenden Angelegenheit natürlich nicht gut genug. Dr. Widtsoe hatte Verständnis für die Gelehrten, „vielbeschäftigte Männer, die gern wieder an ihre eigentliche Arbeit gehen möchten", nicht aber für Bischof Spalding, der die Sache ins Rollen gebracht und gesteuert hatte: „Es war Ihre Untersuchung, nicht die der Gelehrten[153]." Gerade in dem Augenblick, wo die Mormonen nach den sehr kurzen einleitenden Erörterungen eine „erschöpfende Diskussion erhoffen", wirft Bischof Spalding die Tür zu und weicht damit geschickt allen wirklichen Fragen aus, wie Sjodahl bemerkt, während aber „zur gleichen Zeit seine Broschüre die Runde macht und der Eindruck entsteht, niemand wolle oder könne eine Antwort darauf geben . . . Dies ist, wie gesagt, der Eindruck, der mit Duldung durch den Bischof

entsteht, indem er sich weigert, die andere Seite zur Kenntnis zu nehmen[154]."

5. Eine weitere grundlegende Behauptung Dr. Spaldings, und zwar eine, die für seine Sache von größter Bedeutung ist, besagt, die Experten seien sich völlig einig über die wirkliche Bedeutung der Hieroglyphen[155]. Abgesehen von der Tatsache, daß die Hieroglyphen überhaupt nicht gelesen worden waren, ist es eine nicht minder wichtige Erwägung, daß die Ansicht der Experten nur in einem einzigen Punkt Übereinstimmung zeigte, und darin waren sie sich einig, ehe sie überhaupt von Bischof Spalding gehört hatten. Sie „verurteilen Smith einstimmig, ohne daß auch nur ein Absatz davon eine Ausnahme machte[156]". Dies läßt sich ganz leicht erklären, ohne daß man dazu die Religion bemühen müßte: Joseph Smith als krasser Außenseiter mußte ja „mannigfaltige Äußerungen der Geringschätzung für die Arbeit eines Amateurübersetzers[157]" auf sich ziehen; es ist, wie R. C. Webb treffend bemerkt, nur natürlich, daß „jemand, der auf einem bestimmten Gebiet ausgebildet worden ist, die Bemühungen eines anderen, der dies nicht ist, mit Ungeduld betrachtet[158]". Dies trifft besonders für die Ägyptologen zu — aus den schon besprochenen Gründen; sie sind aber auch unheilbare Einzelgänger und haben für die Unkenntnis des Kollegen noch weniger Verständnis, als dies bei den meisten Fachleuten ohnehin der Fall ist —, und das einzige, was sie zur Einigkeit und Übereinstimmung bringen konnte, war das Eindringen eines Außenseiters[159]. „Sie sind sich völlig einig in der Ablehnung der Smithschen Arbeit", schrieb Webb, „aber das ist nicht weiter verwunderlich: Smith abzulehnen ist eine Art Gewohnheit geworden — aber in allen übrigen Punkten sind sie verschiedener Meinung[160]."

Francis M. Lyman und Joseph J. Cannon, Präsidenten der Britischen Mission, hatten schon einige Jahre zuvor auf diese interessante Erscheinung hingewiesen. Damals hatten ein paar englische Ägyptologen ihre Ansicht zu der Interpretation der Faksimiles geäußert: „Was uns besonders auffiel, waren die einmütige Verwerfung der Interpretation, die vom Propheten stammte, als Quatsch und Blödsinn, und die riesigen Unterschiede zwischen ihren eigenen Deutungen[161]." Wie im Jahre 1912, so auch im Jahre 1903: vollständige Einmütigkeit in der Aburteilung Joseph Smiths und gleichzeitige Nichtübereinstimmung in allem übrigen. Hier sehen wir, wie klug es ist, kein heimliches Einverständnis zwischen den Fachleuten aufkommen zu lassen; Spalding leitet einen Chor der Kritik gegen den Propheten — einen völlig einstimmigen Chor der Verleumdung. In dem Moment aber, wo der eine oder andere ohne den Dirigenten ein eigenes Solo anstimmt, kommt es zu seltsamen Ereignissen.

Professor George Barton ließ unversehens die Katze aus dem Sack: „In Wirklichkeit ist diese Nichtübereinstimmung", schrieb er, „nichts anderes als ein Beweis dafür, daß die Gelehrten ohne heimliches Einverständnis geschrieben haben[162]." Genauso ist es: In bestimmten Punkten, die sie ohne Einverständnis und ohne Seitenhiebe auf Joseph Smith behandeln, stimmen sie in auffälliger Weise n i c h t überein; wenn sie aber Joseph Smith erwähnen, so sind sie sich — zweifellos im Hinblick auf eine vorherige Absprache — schon ihr Leben lang einig gewesen.

Für die Mormonen, diese Amateure, war es freilich ein Volksfest, den widersprüchlichen Meinungen zuzuhören, die von Zeit zu Zeit ans Tageslicht kamen, wenn die Kapazitäten ihre eigenen gelehrten Ansichten darlegten — ausgenommen ihr gemeinsamer Glaubensartikel gegen Joseph Smith. In ihrer Entgegnung mußte die Spaldingsche Gruppe zu verzweifelter und armseliger Selbstherrlichkeit Zuflucht nehmen. Gewiß, so sagten sie, sind solche Unterschiede für den Laien befremdend, aber „der Fachmann sieht keine Diskrepanz" — „ein Argument", schreibt Webb, „das seiner [Mercer] ebenso unwürdig ist wie jedes anderen, der Anspruch darauf erhebt, ein gewissenhafter Gelehrter zu sein[163]." Wir brauchen hier nicht sämtliche Punkte der Nichtübereinstimmung aufzuzählen[164]; es genügt, ein paar Beispiele anhand der Meinungen über Faksimile 1 wiederzugeben:

Deveria (der später von Spalding als Gewährsmann anerkannt wird): „ . . . die Seele des Osiris in Gestalt eines Falken . . . Osiris erlangt auf der Totenbahre sein Leben wieder. Der Gott Anubis bringt die Auferstehung des Osiris zustande."

Petrie: . . . die wohlbekannte Szene, wie Anubis den Leichnam eines Verstorbenen zurechtmacht. Figur 1 ist der Falke Horus. Figur 2 ist der Verstorbene. Figur 3 ist Anubis."

Breasted: „Nr. 1 zeigt eine Figur, die sich auf einer Liegestatt zurücklehnt, während ein Priester amtiert . . . Die zurückgelehnte Person stellt Osiris dar, der von den Toten aufersteht. Über seinem Kopf befindet sich ein Vogel, und in dieser Gestalt ist Isis dargestellt."

Peters: „Augenscheinlich stellt die Tafel . . . einen Einbalsamierer dar, der einen Leichnam für das Begräbnis zurechtmacht. Über dem Kopf fliegt die Seele (Kos) in Gestalt eines Vogels davon . . . In dem Gewässer unterhalb der Erde erkenne ich ein Krokodil, das darauf wartet, den Toten zu packen und zu verschlingen, falls er nicht ordnungsgemäß durch die rituelle Einbalsamierung geschützt wird."

Meyer: „ . . . den Leichnam eines Verstorbenen auf einer Ba' (Totenbahre) . . . die Seele in Gestalt eines Vogels darüber fliegt und ein Priester sich nähert."

Lythgoe: „ . . . lediglich die übliche Szene der Mumie auf ihrer Bahre. Der heidnische Priester . . . ist nur die bekannte Gestalt des Gottes Anubis, ‚Beschützers der Mumien' . . . lehnt sich darüber, als wolle er sie vor Schaden bewahren."

Die Professoren Sayce, Mace und Mercer hatten über Faksimile 1 überhaupt keine Aussage zu machen, und das setzte die Mormonen in Erstaunen, denn gerade diese drei hatten sich besonders hervorgetan, wenn es galt, Joseph Smith zu verteufeln. Anscheinend bestätigt sich hier wieder einmal die alte Regel: Je weniger wirkliches Wissen jemand hat, um so mehr muß er auf Großtuerei und Ausfälligkeit zurückgreifen.

Was übrig bleibt, sind sechs kurze Erklärungen (eine davon von dem Außenseiter Deveria), die nur die ins Auge

springenden Charakteristika einer altvertrauten Szene hervorheben. Kein einziger Punkt, worüber sich alle Fachleute einig wären, keine zwei Experten, die sich über alle Punkte einig wären! Was für den einen nur ein Leichnam ist, das ist für den anderen der Gott Osiris selbst; worin manche einen gewöhnlichen Priester zu erkennen glauben oder einen Einbalsamierer, der sich gerade zur Leichenöffnung anschickt, darin sehen andere Anubis selbst, der sich über den Körper beugt, um ihn zu beschützen; was für einige ein Leichnam ist, der für das Grab zurechtgemacht wird, ist für andere ein Mann, der von den Toten aufersteht; was der eine für die Seele des Mannes hält, die davonfliegt, ist für den anderen der Horusfalke, der sich nähert, und für einen dritten die Göttin Isis.

Es war durchaus angebracht und statthaft, daß die Mormonen diese Diskrepanzen für sich ausgewertet haben; denn es handelt sich beileibe um keine Nebensächlichkeiten. Diese Herren Gelehrten scheuen keine Mühe, um nur ja keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß alles, was Joseph Smith falsch gedeutet hat, für jeden Gelehrten so klar war wie der Tag. Das gelehrte Schiedsgericht durfte sich die Sache so leicht machen wie nur möglich (und hat sie damit auch uns leicht gemacht!), indem man nur die einfachste, vertrauteste und wichtigste Figur der Abbildung zu deuten versuchte. Hätte Joseph Smith, so wurde behauptet, nur die blasseste Ahnung von ägyptischen Bräuchen gehabt, so hätte er bestimmt nicht alles und jedes mißdeutet, wie er es getan habe. Auch jetzt war man wieder, wie 1845, der Meinung: „Das Ganze ist zu ungeheuerlich, um es geduldig hinzunehmen, und zu schmerzlich, um darüber zu lachen", und zwar angesichts der „bekannten und heute auch entschleierten ägyptischen Bilderschrift". So konnte Mercer schreiben: „Man beklagt sich, daß die Gelehrten nicht alle Figuren der Faksimiles gedeutet hätten ... Wahrscheinlich waren sie mit mir der Meinung, ihre Zeit sei zu kostbar, um sie an so eine wissenschaftliche Arbeit zu verschwenden wie die Joseph Smiths, [die] ... von keinem Gelehrten ernst genommen werden [kann][165]."

Die Fachleute versichern uns, es handele sich bei den vorliegenden Faksimiles um „eine wohlbekannte Szene" (Petrie), „lediglich die übliche Szene" (Lythgoe), „einen wohlvertrauten Papyrus ... [dessen] eigentliche Bedeutung ganz offensichtlich [ist] und ... niemals in Frage gestanden [hat]" (Mercer), „ ... in ungezählten Tausenden [von Kopien] vorhanden ..." (Breasted). Wenn nun all die Experten so ungezählte Tausende Reproduktionen dieser Szene zu Gesicht bekommen haben, so müßte man doch meinen, sie seien mittlerweile zu einem vollkommenen Einverständnis über die Bedeutung der Darstellung gelangt. Selbst ein Laie — müssen wir uns sagen lassen — hat für seine Unwissenheit keine Entschuldigung; denn in einer so einfachen Sache genügen „fünf Minuten in der ägyptischen Abteilung irgendeines Museums, um jeden gebildeten Menschen von dem plumpen Betrugsversuch Joseph Smiths zu überzeugen[166]". Vergleicht man gar „seine Anmerkungen mit irgendeinem Elementarbuch der ägyptischen Sprache und Religion ...", so wird die Smithsche Unsinnigkeit „unstreitig offenbar[167]". Die ganze Sache sei so klar und einfach, daß es gar keiner Worte bedarf. Gerade deshalb sei es uns erlaubt, die Augenbrauen hochzuziehen, wenn die Kapazitäten so unterschiedliche Meinungen äußern oder wenn sie sich überhaupt scheuen, diese zu äußern. „Was für den inspirierten Mormonen bei der Übersetzung ein Rätsel war", schrieb die *Times*, „das war für Dr. Lythgoe überhaupt keine Frage[168]." Ein dreifaches Hurra für Dr. Lythgoe! Nur: warum sind seine Deutungen so grundlegend verschieden von denen, die seine gelehrten Kollegen vorgelegt haben?

(Fortsetzung folgt)

141 F. S. Spalding, **Joseph Smith as Translator,** S. 18
142 F. J. Pack in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 335
143 J. Banks in **The Literary Digest** vom 10. Juli 1915, S. 66
144 R. G. Bennett in **The New York Herald** vom 3. April 1842, S. 2
145 **New York Times** vom 29. Dezember 1912, S. 12
146 S. A. B. Mercer in **Utah Survey,** Band I, S. 9 und 12
147 A. a. O., S. 8
148 A. a. O., S. 4
149 F. S. Spalding in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 611
150 John A. Widtsoe in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 616
151 S. A. B. Mercer in **Utah Survey,** Band I, S. 11
152 S. A. B. Mercer in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 611
153 John A. Widtsoe in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 458
154 J. M. Sjodahl in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 1100, 1101
155 Bischof Spalding behauptet das in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 615, 616. „Die Kommentare der Gelehrten weichen in keinem wesentlichen Punkt voneinander ab" (**New York Times,** 29. 12. 1912, S. 5).
156 A. a. O., S. 4
157 R. C. Webb in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 453. Als Außenseiter konnte Joseph Smith gar nicht anders als die Fachleute verärgern, weil er nicht ihre Fachausdrücke benutzte, selbst wenn er dieselbe Deutung vorlegte wie sie (A. a. O., S. 1079).
158 A. a. O., S. 1077
159 1947 unternahm man den Versuch, eine internationale Vereinigung der Ägyptologen zu gründen, wie dies auf nahezu allen Gebieten üblich ist. Der Versuch wurde ein völliger Fehlschlag. Beispiele für die Art und Weise, wie Ägyptologen über Fachkollegen sprechen — mit den gleichen Ausdrücken wie das Spaldingsche Schiedsgericht —, findet man bei A. Wiedemann in **Receuil des Travaux,** Band VIII (1886), S. 143; A. Piehl, a. a. O., S. 74-83 und Band VIII (1887), S. 191 ff.; auch A. Wiedemann, a. a. O., S. 196 und E. Chassinat, Band XX (1889), S. 1-31.
160 R. C. Webb in der **Improvement Era,** 17. Jg. (1914), S. 321
161 Bericht von Junius F. Wells in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 341 ff.
162 G. Barton in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 614
163 R. C. Webb in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 1080
164 Listen davon hat B. H. Roberts angefertigt; siehe **Improvement Era,** 16. Jg., S. 320 ff. und 17. Jg., S. 317-320
165 S. A. B. Mercer in der **Improvement Era,** 16. Jg., S. 613
166 **New York Times** vom 29. Dezember 1912, S. 4
167 S. A. B. Mercer, zitiert in Spalding, **Joseph Smith as Translator,** S. 29
168 **New York Times,** a. a. O.

Zank – und Glück in der Familie

VON RICHARD L. EVANS

Ein wesentlicher Bestandteil der Freude am Leben sind Eintracht und Glück in der Familie. Und dies beruht letzten Endes auf Charakterstärke und Höflichkeit — und einfach auf gesundem Menschenverstand. Warum, ach warum, lassen Leute, die in dieser engsten aller Lebensbeziehungen leben, es zu, daß Zank und Mißverständnis den Frieden und das Glück der Familie zerstören? „Die eine Art von Zank reinigt die Luft wie ein gutes, starkes Gewitter", schrieb Dorothy Walworth. „Die andere Art Zank hinterläßt häßliche Narben und Bitterkeit und kann schließlich eine Ehe zerrütten . . . Als Cäsar den Rubikon überquerte, konnte er nicht zurückkehren und alles so vorfinden, wie es vorher war . . . Wenn man einander im Streit beschimpft und eine boshafte Geschicklichkeit aufweist, gerade die Worte auszusprechen, die am meisten weh tun — wenn man ohne Erbarmen alle vergangenen Fehler aufrührt und ohne Rücksicht auch die glücklichsten Erinnerungen zerstört, kann man nicht zurückgehen und die Ehe so haben, wie sie vorher war . . . Keine Frau und kein Mann sollen am Ende eines anstrengenden Tages und auch nicht, wenn sie müde oder gespannt sind oder sich nicht wohl fühlen, die vom anderen gesprochenen Worte allzu ernst nehmen . . . Bleiben Sie gesittet! Wir haben heutzutage Besseres zu tun, als unsere Kraft damit zu verschwenden, daß wir uns mit unseren Lieben streiten . . . Versuchen Sie nicht, einen Streit zu gewinnen, nur um der Gewinner zu sein. Ihr Mann oder Ihre Frau ist nicht Ihr Konkurrent, nicht jemand, über den Sie einen kleinlichen Sieg davontragen müssen . . . Ein Streit soll immer geschlichtet werden. Er soll nicht damit enden, daß sich zwei Personen tagelang trotzen . . . Jemand sollte sagen: „Es tut mir leid." Seien Sie nicht zu stolz zu sagen, es tue Ihnen leid. Hochmut ist zu teuer. Bestehen Sie nicht immer darauf, recht zu haben. Ein letztes warnendes Wort: Behalten Sie Ihre Zwistigkeiten für sich. Öffentliche Ausbrüche sind in höchstem Grade geschmacklos. Es gibt nur eine Abhilfe dafür — schweigen Sie!" Letzten Endes kommt es auf den Charakter, die Höflichkeit und den gesunden Menschenverstand an. Zögern Sie nicht zu sagen, es tue Ihnen leid. Und wenn es jemand aufrichtig sagt, nehmen Sie es an. Lassen Sie den Frieden und das Glück der Familie nicht durch Hartnäckigkeit oder Dummheit zugrunde gehen. O